

Alec Wolf

Die Andere Wahrheit



Drei Osis, ein Wessi - Ein Gespräch über Freiheit
und Entwertung, von Heimat, Verlust und dem
langen Schatten der Einheit



„Getrennt gebaut. Getrennt erzählt. Bis heute.“

Alec Wolf

Die andere Wahrheit

**Drei Osis, ein Wessi – ein Gespräch über
Freiheit und Entwertung, von Heimat, Verlust
und dem langen Schatten der Einheit**



*Published by:
Alec Wolf
Berlin*

Copyright © Alec Wolf 2025

Vorwort

Wer nur den Siegern zuhört, erfährt nie die ganze Geschichte.

Man hat uns beigebracht, die DDR in einem einzigen Wort zusammenzufassen: Unrechtsstaat.

Ein Wort, das alles erklären, alles erschlagen soll – von den Lebenswegen von 17 Millionen Menschen bis zu jeder einzelnen Erinnerung an ein Leben, das mehr war als nur Stasi und Mauer.

Wer heute im Fernsehen eine Reportage einschaltet, sieht die immer gleichen Bilder: Wachtürme, Stacheldraht, Akten. Und hört die immer gleichen Worte: Überwachung, Angst, Unterdrückung.

So einfach macht man sich das. So schwarz-weiß.

Aber das Leben war nicht schwarz-weiß.

Es war bunt, manchmal grau, manchmal schwer, manchmal leicht. Es gab Unrecht – ja. Aber es gab auch Ordnung, Sicherheit, Gemeinschaft, Normalität.

Dieses Buch ist keine Nostalgie, keine Verklärung und keine Rechtfertigung.

Es ist eine Abrechnung mit der Doppelmoral:

Warum die DDR pauschal zum „Unrechtsstaat“ erklärt wird, während man über die wachsenden Ungerechtigkeiten in der Bundesrepublik schweigt.

Warum man über Stasi-Akten ganze Abende füllt, aber über heutige digitale Überwachung nur Achselzucken erntet.

Warum man Mauerschützen-Prozesse führte, aber Soldaten in anderen Ländern für dieselben Befehle als Helden feiert.

Dieses Buch ist kein Geschichtsbuch.

Keine Analyse, keine Akten. Es ist eine Unterhaltung – so, wie sie in jeder Küche im Osten stattfinden könnte.

Drei fiktive Ostdeutsche – Müller, Schulze und Lehmann – reden über ihr Leben: über Alltag und Arbeit, über Kindheit und Wende, über Verlust und Stolz.

Und mit ihnen spricht Becker, ein Westdeutscher. Er steht für jene, die die DDR vor allem als Diktatur sehen, als Unrechtsstaat, als Mahnung.

Zwischen diesen Stimmen entsteht ein Gespräch, das keine endgültigen Antworten gibt, sondern Fragen aufwirft:

War die DDR nur Stasi, nur Mauer, nur Unterdrückung? War die Einheit wirklich Sieg und Befreiung – oder auch Verlust und Entwertung?

Wer hat gewonnen – und wer hat verloren?

Dieses Buch will kein Urteil sprechen.

Es will zuhören, erinnern und Stimmen hörbar machen, die sonst übertönt werden.

Am Ende bleibt die offene Frage:

Haben die Menschen im Osten vielleicht mehr verloren, als sie gewonnen haben?

Und eine unbequeme:

Wenn die DDR ein Unrechtsstaat war – was ist die BRD dann heute?

Kapitel 1 – Alltag in der DDR: Mehr als Stasi

Stasi war eine Realität. Alltag war eine andere.

Müller:

Wenn man heute über die DDR redet, klingt es, als hätten wir alle in grauen Häusern gesessen, das Ohr ständig an der Wand, aus Angst vor der Stasi. Wer nie dort gelebt hat, bekommt das Bild, dass unser Alltag aus Mauern und Misstrauen bestand. Aber das stimmt so nicht. Mein Alltag war Arbeit, Kinder, Nachbarn, kleine Sorgen und kleine Freuden. Ich habe nicht morgens überlegt: „Wie überlebe ich die Stasi?“ Ich habe überlegt: „Wo finde ich zum Muttertag frische Blumen?“ oder: „Reicht die Zeit, noch zum Bus zu kommen, bevor er voll ist?“ Es waren die ganz normalen Dinge des Lebens, die uns beschäftigten.

Becker:

Aber wartet mal. Wenn ich an die DDR denke, sehe ich zuerst die Fernsehbilder, die wir im Westen gezeigt bekamen: leere Regale, graue Kaufhallen, Menschen, die für Butter oder Fleisch stundenlang Schlange stehen. Für uns war das das Symbol der

Mangelwirtschaft. Wir konnten jederzeit in volle Supermärkte gehen, während ihr kämpfen musstet, um das Nötigste zu bekommen. Ganz ehrlich: Aus unserer Sicht hattet ihr doch fast nichts zum Leben.

Müller:

Weißt du, Becker, genau solche Bilder waren oft mehr Propaganda als Realität. Ich erzähl dir eine Geschichte: Meine Tante aus dem Westen kam uns einmal besuchen. Und was brachte sie im Koffer mit? Butter! Ich fragte sie, warum sie ausgerechnet Butter mitbringt, statt etwas, das wir wirklich nicht hatten. Da sagt sie: „Aber bei euch gibt es doch keine Butter.“ Ich ging mit ihr zum Konsum an der Ecke, zeigte auf das Regal und sagte: „Schau mal, die haben hier sogar so viel Butter, dass sie die verkaufen.“ Meine Tante stand da und wusste gar nicht, was sie sagen soll.

Der Hintergrund war einfach: Im RIAS Berlin erzählte damals ein Moderator, Lord Knut, dass Butter in der DDR knapp sei. Manche Ostberliner hörten das, glaubten es – und kauften sofort alles leer. Und zack, plötzlich war Butter wirklich knapp. Reine Panikmache, künstlich herbeigeführt. Genau wie beim Klopapier 2020 in der Pandemie. Das war keine Planwirtschaftspanne, das war Propaganda – und sie wirkte.

Lehmann:

Genau. Und wir hatten nichts? Weißt Du, Becker, ich war Kneiper. Meine Kneipe war oft besser sortiert als der Dorfkonsum nebenan. Während die Leute dort nur Essig fanden, hatte ich Zitronensaft. Nebenan gab es keine Tomaten, bei mir stand Letscho aus Ungarn auf dem Tisch. Bananen hatte ich manchmal kistenweise, Erdbeeren sowieso im Überfluss. Ich habe sie kiloweise verkauft. Und irgendwann kaufte ich sogar ein Pferd, weil ich mehr Säcke Hafer organisiert hatte, als ich selbst verbrauchen konnte. Wer will mir heute erzählen, wir hätten nur im Mangel gelebt? Ja, wir hatten Mangel an vielem, vor allem an Reisefreiheit. Aber nicht an Ideen. Und wir waren erfinderisch. Wir haben viel organisiert, dass war für uns normal, aber es hat auch Spaß gemacht.

Schulze:

Und einen Mangel hatten wir nicht, den hattet ihr, den Mangel an Gemeinschaft. Jeder hatte eine Wohnung, auch wenn sie nicht groß oder modern war. Jeder hatte Arbeit. Jedes Kind hatte einen Platz in der Krippe oder im Kindergarten. Wer krank war, ging zum Arzt. Niemand musste Angst haben, dass er die Rechnung nicht bezahlen kann. Natürlich gab es Einschränkungen, natürlich fehlten manche Dinge. Aber die Grundversorgung die stand, nicht immer aber jedenfalls meistens.

Becker:

Aber ihr musstet doch nehmen, was es gab. Keine Wahl, keine Marken, keine Vielfalt. Für uns im Westen war Konsum Freiheit. Wer Geld hatte, konnte zwischen zehn Sorten Käse oder zwanzig Automodellen wählen. Für uns sah euer Leben dadurch unfrei aus – nicht, weil ihr nichts hattet, sondern weil ihr nicht wählen konntet.

Müller:

Vielleicht stimmt das. Aber was nützt es, wenn man zehn Sorten Käse hat, aber sich keine davon leisten kann? Lieber weniger Auswahl im Laden – und die Sicherheit, dass niemand hungern muss. Heute ist das Regal voll, aber Hunderttausende stehen davor und wissen, dass ihr Geld nicht reicht. Freiheit, die am Portemonnaie scheitert, ist keine Freiheit.

Lehmann:

Und eins darfst du nicht vergessen, Becker: Wir hatten Humor. Wir haben gelacht, gefeiert, improvisiert. In meiner Kneipe haben die Leute gesungen, getrunken, gescherzt. Es war nicht alles grau in grau, so wie ihr es heute immer malt.

Schulze:

Ich weiß, dass viele Westdeutsche das nicht glauben wollen. Für sie ist die DDR nur Stasi und Unterdrückung. Aber für uns war sie eben auch

Alltag, Sicherheit und Gemeinschaft. Es war eine Welt mit Fehlern und mit Stärken. Und wer ehrlich ist, muss das zugeben. Es war nicht perfekt. Natürlich nicht. Aber für die meisten war es Heimat. Das Zuhause. Man kann sich über Politik und Grenzen streiten, man kann über Mangel und Überwachung reden – aber am Ende war es das Land, in dem wir geboren wurden, in dem wir unsere Kinder großzogen, in dem wir Freunde hatten und unser Leben lebten. Für viele ist es bis heute ein Teil ihrer Identität, auch wenn man ihnen eingeredet hat, dass sie sich dafür schämen sollen.

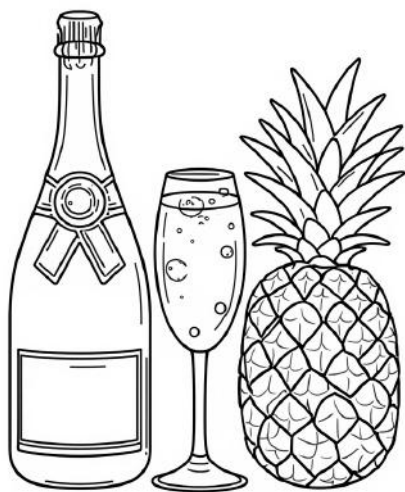
Becker:

Aber erklärt mir mal eins: Warum schwärmt ihr von Dingen, die bei uns selbstverständlich waren – wie Bananen, Kaffee oder Sekt? Für uns war das Alltag, bei euch war's ein Highlight. Ist das nicht der beste Beweis, dass euch viel gefehlt hat?

Lehmann:

Weißt du, genau das macht es aus. Für euch war's selbstverständlich, für uns war's ein Fest. Wenn bei uns eine Flasche Sekt mit Ananas auf dem Tisch stand, dann war das nicht einfach nur ein Getränk. Das war ein Ereignis. Das war Luxus, das war Feier, das war Leben. Es waren die kleinen Dinge, die uns glücklich machten. Ein Abend mit Freunden, ein bisschen Musik, ein paar Gläser – und eben diese

Flasche Sekt, und die Ananas die man im Delikatladen aufgetrieben hatte. Das war unser buntes Leben. Mehr als Stasi, mehr als Mangel, mehr als das Bild, das man uns heute übergestülpt hat. Es war unser Leben. Und manchmal schmeckte es eben nach Sekt mit Ananas.



Kapitel 2 – Die große Erzählung nach 1990

Nach 1990 erzählte man uns, wie wir gelebt haben.

Müller:

Nach der Wende entstand ein Bild, das bis heute nachwirkt. Die DDR wurde zur reinen Stasi- und Mauergeschichte. Egal ob in Schulen, Fernsehdokus oder Zeitungen – immer wieder dieselben Bilder: Wachtürme, Stacheldraht, Aktenordner. So sollte die Erinnerung aussehen. Einfach, klar, schwarz-weiß. Hier das Böse, dort das Gute. DDR gleich Unrechtsstaat, BRD gleich Freiheit. Aber das Leben von Millionen Menschen lässt sich nicht in ein Schlagwort pressen.

Becker:

Aber das war doch die Realität! Die DDR war ein Unrechtsstaat. Das sagt man doch heute überall. Stasi, Mauerschützen, Unterdrückung – das war euer Alltag. Oder wollt ihr das leugnen?

Schulze:

Niemand leugnet, dass es Unrecht gab. Aber nach 1990 hat man alles in einen Topf geworfen.

Politische Urteile, gewöhnliche Kriminalität, jede Begegnung mit dem Staat. Plötzlich waren alle Gefangenen Helden oder Opfer. Dabei gehörten manche schlicht ins Gefängnis – Mörder, Vergewaltiger, Gewalttäter. Nach der Wende kamen viele frei, weil man pauschal sagte: „Alles politisch.“ Und manche schlugen sofort wieder zu. Frauen wurden ermordet, Menschen erneut Opfer. Darüber spricht man bis heute ungern, weil es nicht ins Bild passt.

Becker:

Trotzdem: Die Mauerschützen! Soldaten, die auf Menschen schießen, nur weil sie die Grenze übertreten. Das ist doch Mord.

Lehmann:

Wenn du das so einfach siehst, Becker, dann müsstest du auch nach 1945 jeden Wehrmachtssoldaten als Mörder verurteilen. Aber die waren plötzlich Helden. Ein 19-Jähriger an der Grenze hatte keinen Handlungsspielraum.

Befehl ist Befehl – und in einem Militärsystem wird gehorcht. Das ist bis heute nicht anders. Die Verantwortung lag bei der Führung, nicht bei den jungen Männern, die da standen.

Aber nach der Wende brauchte man Täter. Also stellte man die Kleinen vor Gericht und ließ die Großen laufen, bis auf Ausnahmen.

Müller:

Das war keine Gerechtigkeit. Das war einfach nur eine Abrechnung durch die angeblichen Guten, den Siegern.

Becker:

Und die Stasi? Ihr tut ja so, als sei das übertrieben. Aber die hat doch jeden kontrolliert. Jeder war verdächtig, jeder zweite Spitzel. Das war doch allgegenwärtig.

Schulze:

So erzählt man es heute. Aber die Wirklichkeit war differenzierter. Ja, es gab Überwachung. Ja, es gab Menschen, die zerstört wurden. Aber die meisten hatten im Alltag keine direkte Berührung. Ich habe meinen Mund nie gehalten, auch nicht vor Vorgesetzten. Trotzdem hatte ich nie ernsthafte Probleme. Klar, es gab kleinkarierte Funktionäre, die dir schaden konnten. Aber die Vorstellung, dass jeder zweite DDR-Bürger unter Dauerbeschattung stand, ist schlicht ein Mythos.

Lehmann:

Ein Mythos, der sich verkauft. Filme, Bücher, Ausstellungen – alles dreht sich um Stasi. Alles Opfer, alles Trauma. Das ist fast ein Geschäftsmodell. Aber wer erzählt denn mal die andere Seite? Dass die Menschen in der DDR auch ganz normale

Leben hatten, mit Arbeit, Familie, kleinen Freuden?
Mit Gemeinschaftsgefühl, man hat sich geholfen.
Das passt nicht ins Bild, also lässt man es weg. Es
könnte ja den Mythos vom furchtbaren Elend in der
DDR entkräften. Ich habe nicht im Elend gelebt.

Müller:

Das Ergebnis: Millionen Ostdeutsche haben bis heute
das Gefühl, dass ihre Lebensleistung nichts wert ist.
Man erklärt sie zu Tätern oder Opfern, aber nicht zu
normalen Menschen. Ihre Biografie wird auf Akten
reduziert.

Becker:

Vielleicht liegt das daran, dass man im Westen
wirklich geglaubt hat, ihr hättet nur so gelebt – in
Angst und Dunkelheit. So wurde es uns immer
gezeigt.

Schulze:

Genau das ist das Problem. Geschichte wird immer
von Siegern geschrieben.

Und diese Sieger wollten ein klares Bild: Wir sind
die Guten, ihr die Bösen.

Alles, was nicht in dieses Bild passte, wurde einfach
weggelassen. Das nennt man nicht Aufarbeitung. Das
nennt man Propaganda.

Und Propaganda bleibt Propaganda – egal ob sie rot
ist oder schwarz-rot-gold.

Lehmann:

Die DDR war nicht perfekt. Aber die Geschichte, die man nach 1990 über sie erzählt hat, war auch nicht die Wahrheit. Sie war eine Siegeregeschichte. Und die erzählt man bis heute.



Kapitel 3 – Doppelte Maßstäbe

Moral misst oft mit zweierlei Maß.

Müller:

Die DDR-Grenze – das ist bis heute das Lieblingsargument. Rund 260 bis 300 Menschen starben in 28 Jahren beim Versuch, sie zu überwinden. Jede einzelne Zahl ist eine Tragödie. Aber warum wird genau diese Zahl immer wieder wie ein Banner hochgehalten, während über andere Grenzen geschwiegen wird?

Becker:

Weil es eben etwas Besonderes war! Deutsche, die von Deutschen erschossen wurden – am Ende sogar von jungen Soldaten, die ihre eigenen Landsleute am Weggehen hinderten. Das war doch einzigartig in Europa.

Schulze:

Einzigartig? Keineswegs. Im gesamten Ostblock galt das gleiche Prinzip. In Polen, in der Tschechoslowakei, in Rumänien, in Ungarn – überall wurden Grenzen militärisch gesichert. Überall gab es den

Befehl, Übertritte notfalls mit Schusswaffen zu verhindern. Nur: Darüber redet heute niemand. Niemand macht aus tschechischen Grenzsoldaten „Mauermörder“. Niemand nennt Rumänien rückblickend einen „Unrechtsstaat“ wegen seiner Grenze. Aber bei uns wurde die Grenze zum Symbol gemacht.

Müller:

Und auch jenseits des Ostblocks: Schau nach Zypern. Bis heute trennt auch dort ein Grenzzaun Nord- und Südzypern, überwacht von UN-Soldaten. In den 70er- und 80er-Jahren wurde dort geschossen, und wer Pech hatte, war tot. Aber kein Mensch spricht darüber im selben Ton wie über die DDR. Warum? Weil es nicht ins westliche Narrativ passt.

Lehmann:

Genau das ist der Punkt. Unsere Grenze wurde zur ewigen Anklage. Dieselben Vorgänge anderswo in Europa wurden ignoriert oder still hingenommen. Und so entstand der Mythos: Nur in der DDR starben Menschen an der Grenze. Dabei war es ein europaweites Phänomen.

Schulze:

Und Israel? Zwischen 2018 und 2021 wurden über 200 Palästinenser an der Grenze zum Gazastreifen erschossen – viele davon Jugendliche. Wer eine

militärische Sperrzone betritt, riskiert sein Leben. Und trotzdem nennt niemand Israel einen Unrechtsstaat. Im Gegenteil, man sagt: Selbstverteidigung. Aber wenn ein 19-jähriger DDR-Grenzer einen Befehl befolgt, ist er ein Mörder.

Müller:

Auch die Türkei, Indien, Pakistan – überall werden Grenzen mit Waffengewalt gesichert. Tote gibt es jedes Jahr. In Nordkorea spricht man gar nicht erst darüber. Das Prinzip ist überall gleich: Grenzen sind heilig, und wer sie bricht, riskiert sein Leben. Nur die DDR wurde für etwas verurteilt, das weltweit Praxis ist.

Becker:

Aber ihr müsst zugeben: An eurer Grenze war es doch besonders perfide. Da wurden Minen gelegt, Selbstschussanlagen installiert. Das war nicht normaler Grenzschutz, das war eine Todesfalle.

Schulze:

Es war brutal, keine Frage. Aber nochmal: Es war nicht einzigartig. Heute gibt es Hightech-Grenzanlagen mit Wärmebildkameras, Drohnen und automatischen Schussanlagen. Nur heißen die jetzt „Sicherheitszonen“. Das Leid ist dasselbe, nur die Sprache ist eine andere.

Lehmann:

Und während man bei uns von „Grenzmördern“ sprach, hat man gleichzeitig die Opfer an anderen Grenzen verschwiegen. In den USA erschießt die Polizei jedes Jahr über tausend Menschen – bei Verkehrskontrollen, bei Hausdurchsuchungen. Mehr Tote in einem Jahr, als die DDR-Grenze in fast drei Jahrzehnten forderte. Aber die USA nennt man „Land der Freiheit“. Uns nannte man „Unrechtsstaat“.

Becker:

Trotzdem: Die Stasi war doch schlimmer als alles andere. Ihr habt eure eigenen Bürger bespitzelt. Das kann man doch nicht mit der USA vergleichen.

Müller:

Da irrst du, Becker. Lies mal die Enthüllungen von Edward Snowden. Die NSA überwacht Milliarden Telefonate, Mails, Fotos, Bewegungen – weltweit. Die Stasi hatte hunderttausende Akten. Die NSA hat Datenberge über jeden Menschen. Und den Unterschied merkst du sofort: Die Stasi hätte nie geträumt von so einer Totalüberwachung. Heute tragen die Menschen ihr eigenes Abhörgerät freiwillig in der Tasche – nennt sich Smartphone.

Schulze:

Und was Geheimdienste betrifft: Der Mossad hat hunderte gezielte Tötungen durchgeführt – weltweit,

auch in Europa. Die CIA hat Regierungen gestürzt: Chile 1973, Iran 1953, dazu Attentate in Lateinamerika, Afghanistan, überall. Tausende Tote im Namen der „Sicherheit“. Aber das nennt man Interessenpolitik. Wenn die Stasi etwas tat, war es sofort das Böse.

Becker:

Aber das macht es doch nicht besser. Die Stasi hat Angst gesät, Existenzen zerstört, Menschen gebrochen.

Lehmann:

Das stimmt. Aber genau das tun andere Dienste bis heute. Der Unterschied ist nur: Dort wird es „Staatsschutz“ oder „nationale Sicherheit“ genannt. Bei uns war es „Unrechtsstaat“. Ich nenne das: Doppelte Maßstäbe.

Müller:

Die DDR war kein Paradies. Aber sie war auch nicht die Hölle, die man heute zeichnet. Doppelte Maßstäbe haben das Bild verzerrt. Man verdammt uns für Dinge, die man anderen verzeiht – und manchmal sogar bewundert.

Kapitel 4 – Die verlorene Sicherheit

Freiheit kam – und mit ihr die Angst vor dem Absturz.

Müller:

Eines muss man zugeben: Die DDR war kein Paradies. Aber sie gab den Menschen Sicherheit. Jeder hatte Arbeit, jeder hatte eine Wohnung, jeder war krankenversichert. Niemand musste Flaschen sammeln, niemand unter Brücken schlafen. Das war selbstverständlich.

Becker:

Aber das war doch Zwang! Arbeitspflicht stand sogar in eurer Verfassung. Ihr hattet keine Wahl. Bei uns im Westen konnte jeder selbst entscheiden, ob und wie er arbeitet. Diese Freiheit war für uns normal.

Schulze:

Klingt schön. Aber schauen wir auf die Realität heute. In Deutschland gibt es mehr als 250.000 Wohnungslose, und die Zahl steigt. Rund 80.000 Menschen sind ohne Krankenversicherung.

Jedes Jahr erfrieren Obdachlose im Winter. Rentner, die ihr Leben lang gearbeitet haben, durchwühlen heute Mülleimer nach Pfandflaschen. Ist das die große Freiheit, von der du sprichst? Frag doch mal so einen Rentner, wie er das nennen würde. Frag doch mal wie er sich dabei fühlt.

Lehmann:

Ich erinnere mich, wie alte Leute in der DDR unterstützt wurden. Wenn sie ihre Wohnung nicht mehr renovieren konnten, kamen Handwerker – kostenlos. Wir Jungen halfen da auch mit, haben Tapeten geklebt, Wände gestrichen. Für die Alten war das ein Segen. Heute sitzen viele Senioren in heruntergekommenen Wohnungen, weil sie sich keine Handwerker leisten können. Oder sie drehen die Heizung runter, weil die Kosten explodieren. Aber hey, das ist ja Freiheit.

Becker:

Aber immerhin konnten die Menschen im Westen reisen, studieren, selbst über ihr Leben bestimmen. Diese Freiheit hattet ihr nicht. Das war doch ein hoher Preis für eure „Sicherheit“.

Müller:

Das stimmt. Reisefreiheit hatten wir nicht. Aber frage mal einen, der heute in Armut lebt, ob er sich seine Reisefreiheit leisten kann. Die meisten können nicht

mal das Bahnticket zum Nachbarort bezahlen. Was nützt dir theoretische Freiheit, wenn du praktisch kein Geld hast, sie zu nutzen?

Schulze:

Und die Gesundheitsversorgung. In der DDR ging jeder zum Arzt, ohne Angst vor einer Rechnung. Heute haben Menschen Angst, weil sie die Kosten nicht tragen können. 80.000 ganz ohne Versicherung – das wäre damals unvorstellbar gewesen.

Lehmann:

Und die Arbeitslosigkeit. In der DDR war Arbeit nicht nur Pflicht, sie war Würde. Jeder hatte eine Aufgabe. Heute nennen wir Arbeitslosigkeit „Freiheit“. Die Freiheit, Bewerbungen zu schreiben und Absagen zu kassieren. Die Freiheit, von Jobcenter zu Jobcenter zu rennen. Die Freiheit, irgendwann aufzugeben und in der Statistik zu verschwinden.

Becker:

Ihr redet so, als wäre alles schlechter geworden. Aber es gibt doch auch Chancen: freie Berufswahl, freie Meinungsäußerung, politisches Engagement. Das ist doch auch Sicherheit – Sicherheit, sich zu entfalten. Gerade diese Möglichkeiten zeigen doch, dass es kein Zurück geben darf. Freiheit heißt, dass jeder sein Schicksal selbst in die Hand nehmen kann.

Müller:

Niemand bestreitet, dass diese Freiheiten wertvoll sind. Aber sie ersetzen keine soziale Sicherheit. Freiheit ohne Sicherheit ist eine leere Hülle.

Schulze:

Die DDR nahm uns Reisefreiheit. Die BRD nimmt uns Sicherheit. Jeder muss selbst entscheiden, was schwerer wiegt. Aber eines ist klar: Wer im Alter Flaschen sammeln muss, fühlt sich nicht frei.

Lehmann:

Ich sage es so: Die DDR gab uns zu viel Sicherheit und zu wenig Freiheit.

Die BRD gibt uns zu viel Freiheit und zu wenig Sicherheit.

Am Ende haben wir nichts gewonnen, sondern nur getauscht. Man erzählte uns, wir hätten das große Los gezogen – Demokratie, Wohlstand, Chancen.

Aber wenn ich heute Rentner sehe, die im Winter am Flaschenautomaten stehen, wenn ich Menschen sehe, die trotz Arbeit nicht von ihrem Lohn leben können, dann frage ich mich: Was ist das für ein Gewinn?

Früher hieß es: Ihr lebt im Unrecht.

Heute sehe ich, wie viele im Rechtssystem durchfallen – und frage mich: Wer lebt hier wirklich im Unrecht?

Kapitel 5 – Verfassung oder Provisorium

Die DDR hatte eine Verfassung. Die BRD bis heute nicht.

Müller:

Ein Punkt, über den man fast nie spricht: Die DDR hatte eine Verfassung. Eine, die von der Volkskammer beschlossen und in Kraft gesetzt wurde. Sie war ideologisch geprägt, ja, aber sie war ein vollständiges Dokument, das Rechte und Pflichten regelte.

Becker:

Aber das war doch keine echte Verfassung! Da stand zwar viel von Rechten, aber die Realität war das Gegenteil. Versammlungsfreiheit? Fehlanzeige. Pressefreiheit? Illusion. Gewaltenteilung? Nicht vorhanden. Das Grundgesetz der Bundesrepublik war dagegen ein echtes freiheitliches Dokument.

Schulze:

Moment, Becker. Das Grundgesetz war ursprünglich gar keine Verfassung. Es wurde 1949 als Provisorium geschaffen – ausdrücklich „bis sich das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung eine Verfassung

gibt“. Artikel 146 steht bis heute so drin. Aber obwohl die Wiedervereinigung 1990 genau der Moment gewesen wäre, hat man keine neue Verfassung erarbeitet. Stattdessen hat man einfach das Grundgesetz übernommen. Bis heute leben wir also unter einem Provisorium.

Lehmann:

Und wenn du ehrlich bist: Was nützt dir eine schöne Theorie, wenn die Praxis anders aussieht? Auch im Westen werden Grundrechte eingeschränkt. Demonstrationen verboten, Pressefreiheit durch Konzerninteressen gelenkt, Gerichte abhängig von Politik. Der Unterschied ist, dass man es besser verkauft.

Becker:

Aber das Grundgesetz garantiert doch Rechte, die es in der DDR nie gab! Freie Wahlen, Meinungsfreiheit, Rechtsstaat. Das war der große Unterschied.

Müller:

Theorie und Praxis sind zwei Paar Schuhe. Ja, das Grundgesetz garantiert Rechte. Aber sie sind sehr dehnbar. Und bei Bedarf werden sie nach Belieben ausser Kraft gesetzt. Siehe Pandemie. Notstandsgesetze, Sicherheitsgesetze, Anti-Terror-Gesetze – Schritt für Schritt werden unsere Rechte dann doch eingeschränkt. In der DDR stand die Arbeitspflicht in der Verfassung. Heute steht die Menschenwürde im

Grundgesetz. Und doch sammeln Rentner Flaschen um zu überleben, wohnen Menschen unter Brücken. Können Kranke nicht zum Arzt. Wo bleibt denn da die Würde des Menschen, die unantastbar sein soll?

Schulze:

Es geht ja gar nicht darum, die DDR-Verfassung schönzureden. Aber es geht darum, die Doppelmoral zu benennen. Die DDR wird kritisiert, weil sie ihre Verfassung nicht immer ernst nahm. Die BRD wird gelobt, obwohl auch sie ihre eigenen Grundsätze nach Belieben zurechtbiegt.

Becker:

Aber immerhin konnte man in der BRD seine Rechte einklagen. In der DDR wäre das undenkbar gewesen.

Lehmann:

Einklagen, sagst du?

Frag mal einen Hartz-IV-Empfänger, wie oft er zum Sozialgericht rennen muss, um sein Recht überhaupt durchzusetzen.

Frag mal Demonstranten, deren Kundgebungen mit Auflagen erstickt oder ganz verboten wurden.

Frag mal Journalisten, die jahrelang Prozesse führen müssen, weil sie zu kritisch waren und plötzlich mit Verleumdungsklagen mundtot gemacht werden sollen. Natürlich – das ist nicht die DDR. Hier gibt es

Wahlen, hier gibt es ein Grundgesetz, hier gibt es formale Rechte.

Aber zwischen Papier und Wirklichkeit liegen Welten.

Und wenn ein Staat ständig betonen muss, wie frei man ist, dann sollte man genauer hinschauen. Denn wirkliche Freiheit braucht keine Werbung.

Müller:

Der Punkt ist: Nach 1990 wurde uns erzählt, wir hätten endlich eine echte Verfassung. Aber faktisch leben wir bis heute unter einem Grundgesetz, das ursprünglich nur als Übergang gedacht war. Das deutsche Volk hat nie über eine Verfassung abgestimmt.

Schulze:

Und das ist die Ironie: Die DDR-Bürger hatten eine Verfassung – die BRD-Bürger bis heute nicht. Sie haben nur ein Provisorium, das nach Bedarf ausgelegt wird.

Lehmann:

Am Ende bleibt die Frage: Wer war hier wirklich souverän? Wir mit unserer ideologisch geprägten, aber existierenden Verfassung? Oder ihr mit einem Grundgesetz, das von Alliierten genehmigt und bis heute nicht vom Volk beschlossen wurde?

Kapitel 6 – Überwachung damals und heute

Die Methoden ändern sich – die
Kontrolle bleibt.

Müller:

Wenn heute über die DDR geredet wird, ist die Stasi das erste Stichwort. Spitzel, Abhöranlagen, Aktenberge. Und ja, die Stasi war eine Realität. Sie hat kontrolliert, eingeschüchtert, Existenzen zerstört. Es gab Postkontrolle, Telefonüberwachung, psychologische Zersetzungsmaßnahmen. Wer einmal ins Visier geriet, konnte sein Leben verlieren – nicht immer im physischen, aber im sozialen Sinn. Das war brutal.

Becker:

Eben. Genau das ist doch der Punkt! Die Stasi war schlimmer als alles andere. Jeder konnte beobachtet werden. Jeder zweite soll ein Spitzel gewesen sein. Das war doch ein Klima des ständigen Misstrauens.

Schulze:

Becker, das ist ein Mythos, der sich bis heute verkauft. Die Stasi war stark – aber sie war nicht allmächtig. Es waren rund 90.000 hauptamtliche

Mitarbeiter und ungefähr 170.000 Inoffizielle. Das klingt viel, aber auf 17 Millionen Menschen gerechnet war eben nicht jeder Nachbar ein Spitzel. Es gab Angst, ja. Aber im Alltag lebten die meisten Menschen ohne direkten Kontakt zur Stasi. Ich selbst habe nie den Mund gehalten, habe auch Vorgesetzten widersprochen. Und ich hatte nie ernste Konsequenzen.

Lehmann:

Und trotzdem – die Angst war da. Ich erinnere mich an Nachbarn, die sich nicht trauten, laut Witze zu erzählen. Andere dagegen lachten offen über die Führung. Es kam eben drauf an, wo du warst und mit wem. Die Stasi war ein Schwert, das über uns hing. Aber es schlug nicht auf jeden nieder.

Müller:

Jetzt machen wir den Sprung: Heute.

Was die Stasi damals tat, war groß – aber begrenzt. Sie konnte nicht überall sein, nicht alles erfassen, nicht jeden Schritt überwachen. Manchmal rutschte ihr etwas durch, manchmal blieb ein Gespräch privat, ein Tag unbelauscht, ein Gedanke unkontrolliert.

Heute dagegen haben wir eine Überwachung, die global ist und lückenlos funktioniert.

Die NSA, der BND, Google, Meta, Apple – ganze Armeen von Datenhändlern und Diensten, die nicht schlafen, nicht vergessen, nicht verzeihen. Jeder trägt

ein Smartphone bei sich, das Bewegungen aufzeichnet, Gespräche mithört, Kontakte speichert. Die Wohnung ist voller Geräte, die zuhören, ob wir wollen oder nicht: Alexa im Wohnzimmer, Smart-TV im Schlafzimmer, Autos, die jedes Ziel registrieren.

Die Stasi hatte hunderttausende Akten, mühsam auf Papier, schwerfällig zu durchsuchen.

Heute haben Konzerne und Geheimdienste Milliarden Datensätze, jederzeit abrufbar, sortierbar, kombinierbar. Was früher Aktenordner waren, sind heute Algorithmen – und die brauchen keine Spitzel mehr an der Tür.

Und das Gefährlichste: Wir liefern die Informationen selbst. Freiwillig, bequem, im Namen von Komfort und Fortschritt.

Becker:

Aber das ist doch ein Unterschied! Die Stasi hat gezielt Menschen kaputtgemacht. Heute kriegst du höchstens personalisierte Werbung. Das ist nicht dasselbe.

Schulze:

Oh doch, Becker. Auch andere Geheimdienste haben Menschen kaputtgemacht – bis hin zur Tötung und tun es bis heute. Der Mossad hat weltweit hunderte gezielte Liquidationen durchgeführt. Die CIA hat nicht nur Regierungen gestürzt, sondern auch

Attentate organisiert, Oppositionelle ausgeschaltet, ganze Bewegungen zerschlagen. Menschen wurden entführt, gefoltert, ermordet – und das oft mitten in Europa.

Müller:

Denk an die sogenannten „extraordinary renditions“ nach dem 11. September: Gefangene wurden entführt, in Geheimgefängnisse gebracht, jahrelang ohne Prozess gefoltert. Wenn die Stasi jemanden zerstörte, war das schlimm – aber die westlichen Dienste haben es genauso getan, nur im größeren Maßstab und mit besserer PR.

Lehmann:

Und das ist der entscheidende Punkt: Dieses Geschäft, dieses Spiel mit Angst und Zerstörung ist eben kein DDR-Phänomen. Keine DDR Erfindung, es ist eine weltweite Realität.

Jeder Geheimdienst, egal ob CIA, Mossad oder MI6, oder welchen auch immer Du nimmst, hat Blut an den Händen. Die Stasi war brutal – aber einzigartig war sie nicht.

Schulze:

Heute ist es subtiler – und gefährlicher. Die Stasi konnte dein Leben zerstören. Heute kann man ganze Gesellschaften steuern. Mit Algorithmen, die dir nur bestimmte Nachrichten zeigen. Mit digitalem

Nudging, das deine Meinung formt. Mit Überwachung, die dir vielleicht morgen den Zugang zu deinem Konto sperrt, weil du „verdächtig“ bist. Früher war Überwachung sichtbar. Heute ist sie unsichtbar – und deshalb total.

Lehmann:

Ich sag's mal so: In der DDR hattest du ein Stasi-Aktenzeichen. Heute bist du ein Datenpaket. Deine Vorlieben, deine Kontakte, deine Ängste – alles gespeichert. Damals im Keller, heute in der Cloud. Und der Clou: Du lieferst es freiwillig. Mit jedem Klick, jedem Post, jeder Suche.

Müller:

Edward Snowden hat es enthüllt: Die NSA zapfte die Leitungen an, las E-Mails, hörte Telefonate, speicherte Bewegungen. Weltweit. Was die Stasi mühsam per Hand machen musste, erledigt heute eine Software in Millisekunden. Der große Unterschied ist nicht das Prinzip, sondern die gewaltige Dimension. Eine Dimension der Überwachung von der die Stasi nur träumen konnte. Da liegen heute Welten dazwischen.

Becker:

Aber immerhin darf man heute offen darüber reden. In der DDR war das undenkbar.

Schulze:

Richtig – reden darf man. Aber wer zu laut redet, zahlt trotzdem. Keine Haft, aber Ausgrenzung. Du verlierst den Job, Accounts werden gesperrt, dich nennt man Verschwörer. Die Methoden sind eleganter geworden, aber das Ziel ist dasselbe: Kontrolle über die Grenzen des Sagbaren.

Lehmann:

Und dann diese Meldestellen. Früher hieß es, die Stasi sammelt Informationen über Bürger. Heute gibt es Hotlines, wo Bürger andere Bürger anschwärzen können, wenn sie „nicht Mainstream“ denken. Sag mal, Becker, was ist da der Unterschied? Für mich klingt das verdammt vertraut.

Müller:

Und schau nach China. Das Sozialkreditsystem dort ist der feuchte Traum jedes Geheimdienstlers. Punktesystem für Wohlverhalten. Reisefreiheit, Kredite, Jobs – alles abhängig davon, ob du dich anpasst. Und glaub mir: Auch und gerade in Europa träumen so manche Politiker davon, solche System zu nutzen. Schritt für Schritt. Digitale Identität, Gesichtserkennung, Bargeldabschaffung.

Becker:

Aber so weit sind wir hier doch nicht.

Schulze:

Noch nicht. Aber der Weg ist geebnet. Corona war ein Testlauf. Plötzlich wurde akzeptiert, dass Bewegungen getrackt werden, dass Menschen anhand von QR-Codes Zugang oder Ausschluss bekamen. Ein System, das man einmal installiert hat, verschwindet nicht mehr.

Lehmann:

Und das Ironische: In der DDR haben die Leute geschimpft, wenn die Stasi Briefe öffnete. Heute stellen sie freiwillig alles ins Netz. Fotos, Meinungen, Bewegungen. Sie bespitzeln sich selbst und nennen es „Teilen“. Früher musstest du Angst vor einem Spitzel haben. Heute bist du dein eigener Spitzel.

Müller:

Die Stasi nutzte Angst. Angst, den Job zu verlieren. Angst, die Kinder nicht studieren lassen zu dürfen. Angst, dass ein falsches Wort den Besuch bei der Ausreisebehörde verhindert. Angst, dass den Angehörigen Probleme bereitet werden konnte. Ja, diese Angst war da, konkret, greifbar, unmittelbar. Angst dient und diente schon immer dazu Menschen gefügig zu machen, dass funktioniert schon seit Tausend Jahren.

Becker:

Aber das ist doch vorbei. Heute lebt niemand mehr in Angst vor Geheimdiensten.

Schulze:

Doch. Nur sind die Ängste andere. Heute wird Angst vor Terror genutzt, um Überwachung auszubauen. Nach jedem Anschlag neue Gesetze, neue Kameras, neue Befugnisse. Dann kam die Pandemie – und plötzlich war es Angst vor einem Virus. Angst, krank zu werden, Angst, andere anzustecken. Wieder wurden Kontrollsysteme aufgebaut: Apps, QR-Codes, Bewegungsprofile. Alles im Namen der Sicherheit.

Lehmann:

Und wer kritisch war, bekam die ganze Härte zu spüren. Nicht mit Knast, aber mit Prozessen, Jobverlust, öffentlicher Diffamierung. Kritische Ärzte, kritische Journalisten – viele wurden mundtot gemacht. Nicht mit Schlagstöcken, sondern mit Paragrafen und Stigmatisierung.

Müller:

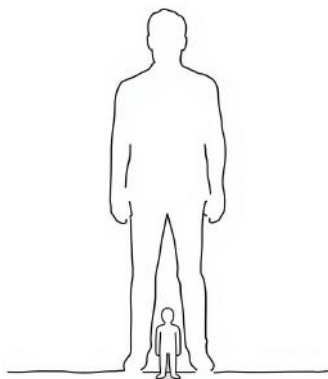
Das Muster ist immer gleich: Angst rechtfertigt Kontrolle. In der DDR Angst vor der Stasi. Heute Angst vor Terroristen, Viren, Klimakatastrophen. Angst ist die stärkste Waffe, um Freiheit zu begrenzen.

Schulze:

Und das Perfide ist: Viele akzeptieren es. Sie sagen, es sei doch zu ihrem Schutz. Genau wie manche in der DDR sagten: „Wer nichts zu verbergen hat, hat nichts zu befürchten.“ Das ist der größte Irrtum – damals wie heute.

Lehmann:

Die Stasi hatte Spitzel in Kneipen. Heute sitzen die Spitzel in unseren Köpfen. Wir haben die Angst verinnerlicht. Und das ist die perfekte Form der Überwachung.



Kapitel 7 – Das Bild vom Westen

Wir sahen das Schaufenster – nicht den Preis dahinter.

Müller:

Es gab in der DDR zwei Westen. Den echten – den man nur selten sah – und den im Kopf. Der im Kopf roch nach Kaffee, nach frisch gewaschener Wäsche und nach Schokolade, die nicht bröselte. Er kam in Pappkartons, mit sorgfältig geklebtem braunem Packband und diesen kleinen Zollstempeln an der Seite. Wenn so ein Paket ankam, stand die Nachbarschaft auf der Treppe. Man machte den Deckel auf und der Westen stieg uns in die Nase.

Becker:

Ich sag's, wie es bei uns ankam: Ihr habt uns beneidet. Vollgefüllte Supermärkte, Reisefreiheit, Werbung, bunte Zeitschriften, Musik, Autos, Urlaube. Für uns war das normal. Für euch ein Versprechen.

Lehmann:

Beneidet? Klar. Aber wir haben auch gelacht. Weißt du, wie so ein Westpaket aussah? Oben lag immer

Kaffee. Nicht, weil wir ohne Kaffee gestorben wären, sondern wegen des Dufts. Du machst das Paket auf, und schon riecht die ganze Bude nach Freiheit. Darunter Haribo, zwei Tafeln Schokolade, Duschgel, Nylonstrümpfe für die Tante, manchmal eine kleine Dose Ananas – die richtig süße, die nach Sonne schmeckt. Und irgendwo klemmt eine Bravo, die halbe Dorfschule liest mit, weil einer vielleicht ein Poster von irgendeiner Band drin hat.

Schulze:

Und doch war vieles Projektion. Werbung ist keine Wirklichkeit. Wir sahen Spots, in denen die Familie im Einfamilienhaus lacht, das Auto vor der Tür glänzt und die Zahnpasta ausreicht, um alle Probleme zu lösen. Das war nicht der Westen, das war ein Traum, professionell produziert. Wir verwechselten oft das Versprechen mit dem Beweis.

Becker:

Moment. Versprechen hin oder her – ihr konntet in den Intershop gehen und echtes Westzeug kaufen. Das war doch der Beweis!

Müller:

Mit Westgeld, Becker. Intershop war ein Schaufenster – für andere Währungen. Du standest vor Regalen wie aus dem Fernsehen, aber wenn du keine D-Mark hattest, warst du Besucher, nicht Kunde. Es

war, als würde man Hungernden eine Speisekarte zeigen. Wer keine Westverwandten hatte, der musste sich die D-Mark oftmals illegal selber besorgen, zu unmöglichen Umtauschkursen.

Lehmann:

Es gab noch eine andere Speisekarte: GENEX. Kataloge, aus denen Westverwandte uns einen Toaster oder sogar einen Trabbi „in die DDR“ schenken konnten. Du blätterst im Traum, zahlst im Westen, kriegst im Osten geliefert. Wir nannten das manchmal „Geschenke mit Lieferschein aus der Zukunft“.

Becker:

Aber ihr hattet doch Westfernsehen. „Wetten, dass..?“ am Samstag, Werbung, Nachrichten. Ihr wusstet, wie es bei uns ist.

Schulze:

Wir sahen, wie es sein sollte. Das ist ein Unterschied. „Tagesschau“ und danach die Spots mit Gärten ohne Unkraut, Zahncreme ohne Karies und Waschmittel ohne graue Schleier. Die Kamera hat nie die Ratenverträge gefilmt, nie die Pfändungen, nie die Einsamkeit hinter den Gardinen. Und wir haben selten gefragt, was das alles kostet. Nicht den Preis auf dem Schild – den Preis im Leben.

Müller:

Der Westen war damals auch eine Tonspur. RIAS, SFB, später Privatsender. Die Stimmen klangen sicher, schnell, weltläufig. Wir hatten Dialekt und Durchhalteparolen, sie hatten Jingles und Geschwindigkeit. Und wer schneller redet, wirkt oft überzeugender – dabei ist er nur besser geschult.

Lehmann:

Apropos RIAS. Erinnerst du dich an die Butter-Geschichte? Wir hatten Besuch aus dem Westen, die Tante bringt Butter mit. Ich frag: „Warum Butter?“ – „Na, bei euch gibt’s doch keine!“ Ich nehm sie an die Hand, geh mit ihr zum Konsum an der Ecke, zeig aufs Regal: „Guck, die haben so viel Butter, dass sie die sogar verkaufen.“ Hintergrund: Ein Moderator hatte im Radio erzählt, Butter würde knapp. Also kauften die Leute wie verrückt. Und dann war Butter tatsächlich knapp. Angst macht den Mangel, nicht immer die Produktion.

Becker:

Na gut, aber das heißt doch nicht, dass bei uns alles nur Fassade war. Es gab wirkliche Freiheit: reisen, gründen, sagen, was man denkt.

Schulze:

Das bestreitet keiner. Die Reisefreiheit war real, der Warenüberfluss auch. Aber Freiheit ist mehr als

Auswahl im Regal. Freiheit ist die Möglichkeit zu scheitern, ohne zu stürzen. Viele im Westen hatten Freiheit – und Schulden. Freiheit – und zwei Jobs. Freiheit – und Angst vor der Miete. Das hat man bei uns nicht gesehen, wir sahen nur das Glänzen.

Müller:

Und wir sahen eure Autos. Ein Onkel kam einmal mit einem großem Mercedes, die Kinder sind drum herum wie um ein Raubtier im Zoo. Für uns war das die Krone der Zivilisation. Später habe ich gelernt: Der Wagen gehörte der Bank, nicht dem Onkel. Aber das hat erst der Kontoauszug verraten, nicht der Chrom.

Lehmann:

Chrom glänzt lauter als Wahrheit. In meiner Kneipe gab's Abende, da lief Westmusik, die Leute sangen und zugleich listeten wir, was man drüben „mitbringen lassen“ könnte: Kaffeefilter, Rasierklingen, Zahnbürsten mit „richtigen“ Borsten.

Und trotzdem sind die meisten irgendwann nach Hause gegangen, zufrieden, weil man den Tag überstanden hatte. Der Westen saß oft mitten im Raum – als Duft, als Musik, als Versprechen –, und am Ende hat doch der Osten die Stühle hochgestellt. Vielleicht war genau dieses Hin- und Hergerissensein unser Alltag: ein Fuß im Osten, der andere schon im Traum vom Westen.

Becker:

Ihr romantisiert das jetzt. Ihr macht aus Mangel eine Tugend. Hätte man euch damals die Wahl gelassen – ihr wärt alle rüber.

Schulze:

Viele, ja. Aber nicht alle. Heimat ist kein Warenkorb. Und selbst die, die rüber wollten, wollten oft nur sehen, ob der Himmel dort wirklich blauer ist. Wer geblieben ist, blieb nicht aus Dummheit, sondern weil Zuhause auch dann Zuhause ist, wenn die Tapete alt ist.

Müller:

Das Bild vom Westen hat uns geholfen, durchzuhalten. Ein Traum, an dem man sich festhält, ist besser als keiner. Aber Träume sind schlechte Landkarten. Nach der Wende sind viele mit dem Traum im Kopf angekommen und mit der Realität im Gesicht gelandet. Der Westen war kein Schlaraffenland, er war nur anders organisiert.

Becker:

Und doch: Ihr hattet im Osten auch falsche Bilder über den Westen – so wie wir falsche Bilder über euch hatten. Vielleicht haben wir einander mehr erfunden als verstanden. Und manche dieser Geschichten klingen bis heute lauter als die Wirklichkeit.

Lehmann:

Das ist der ehrlichste Satz, den ein Wessi in diesem Buch sagt. Wir haben euch erfunden, um uns zu trösten. Ihr habt uns erfunden, um euch zu bestätigen. Wie die Wirklichkeit jeweils tatsächlich aussah, dass wussten beide Seiten oftmals nicht. Man sah nur was man sollte, auch das war, in dem Fall, vom Westen gewollt. Damals standen zwei Illusionen an der Grenze und beide hielten sich für wahr.

Schulze:

Es gab die Westpakete – und es gab die Rückseite: das Gegengeschenk, der Druck, die Erwartung. Wer Westverwandte hatte, hatte Chancen und Verpflichtungen zugleich. Man bat nicht, man deutete an. Man schämte sich, man hoffte. Diese feinen Fäden zwischen Ost und West waren menschlich, nicht politisch. Und sie erzählen mehr über das Leben als jede Doktrin.

Müller:

Und noch etwas: Westfernsehen hat uns nicht nur gelockt, es hat uns erzogen. Es hat uns beigebracht, Sehnsucht zu formulieren. Wenn du jahrelang Spots siehst, in denen alles „neu“ und „besser“ ist, lernst du, mit dem, was du hast, unzufrieden zu sein. Das ist die eigentliche Kunst der Werbung: Sie verkauft nicht Produkte, sie produziert Mangelgefühle.

Becker:

Ihr unterstellt uns jetzt, dass wir euch etwas aufgeschwatzt haben. Dabei habt ihr doch zugeschaut – freiwillig.

Lehmann:

Sicher. Aber jeder Mensch ist anfällig für Glanz. Der Westen hat den Glanz perfektioniert. Wir haben ihn begierig angeschaut. Und manchmal haben wir unsere Würde mit angeknabberter Schokolade bezahlt, weil wir dachten, genau so schmeckt das bessere Leben.

Schulze:

Heute sehe ich, wie die Rollen vertauscht sind. Ihr lebt längst auch im Schaufenster. Social Media ist das neue Westfernsehen: alle glänzen, keiner zeigt die Raten. Und wieder verwechseln Millionen das Bild mit der Wirklichkeit. Der Westen hat sich globalisiert – und seine Illusionen gleich mit.

Müller:

Das Bild vom Westen war nie falsch. Es war unvollständig. Es zeigte immer nur das Licht ohne den Schatten. Wir ergänzen hier den Schatten, nicht um das Licht zu löschen, sondern um ein echtes Bild zu malen. Zu zeigen, wie es wirklich war.

Becker:

Vielleicht ist das der Punkt, an dem man sich treffen kann: Ihr hattet mehr, als wir sehen wollten. Wir hatten weniger, als ihr geglaubt habt.

Lehmann:

Dann stoßen wir darauf an – mit Sekt und Ananas, versteht sich. Und wenn es nur Apfelschorle ist: Wir können uns immer noch einbilden, es sei Champagner. Einbildung ist die älteste Währung des Menschen. Früher roch sie nach Kaffee aus Westpaketen. Heute riecht sie nach frisch ausgepacktem Smartphone. Das Parfum hat gewechselt, die Sehnsucht nicht.

Schulze:

Am Ende bleibt die Lektion: Wer sich von Bildern ernährt, wird hungrig sterben. Wer die Wirklichkeit aushält, findet vielleicht sogar Geschmack an ihr. Der Westen ist keine Erlösung. Der Osten war keine Hölle. Beide waren Länder, in denen Menschen lebten, liebten, litten – und träumten.

Müller:

Und unser Traum vom Westen? Er hat uns durch die Jahre getragen. Aber erst, als wir ihn losließen, konnten wir anfangen, die Welt zu sehen, wie sie ist. Nicht wie im Schaufenster. Sondern draußen, auf der

Straße, zwischen Menschen. Da, wo weder Slogans noch Parteilösungen eine Wohnung heizen.

Becker:

Vielleicht ist das das versöhnlichste Bild: Der Westen als Möglichkeit, nicht als Mythos. Der Osten als Geschichte, nicht als Gespenst. Und wir vier als Leute an einem Tisch, die endlich miteinander reden, statt übereinander.

Lehmann:

Und wenn dabei eine Dose Ananas auf dem Tisch steht, umso besser. Sie schmeckt wirklich nur halb so gut wie früher – aber vielleicht liegt das daran, dass wir heute weniger Hunger haben und mehr Wirklichkeit.

Schulze:

Oder daran, dass wir gelernt haben, dass kein Duft der Welt die Lücke füllt zwischen Sehnsucht und Sinn. Der Westen hat gut gerochen. Das Leben riecht manchmal streng. Aber es ist unseres.

Müller:

Das Bild vom Westen? Ein schönes Bild. Jetzt malen wir weiter – mit echten Farben.

Kapitel 8 – Das Bild vom Osten

Das Bild vom Osten war Propaganda – unser Leben war Realität.

Becker:

Wenn ich an die DDR denke, dann sehe ich vor mir diese grauen Blöcke, endlose Plattenbauten, gesichtslose Fassaden. Menschen mit grauen Mänteln, die wortlos in Schlangen vor halbleeren Läden stehen. So haben wir es im Westen gelernt: ein Land ohne Farbe, ohne Freude, ohne Freiheit.

Müller:

Und genau das war das Zerrbild, Becker. Die Plattenbauten waren nicht grau. Ab den 70ern wurden sie farbig gestrichen: gelb, orange, blau, grün. Marzahn war grün, mit Parks, Spielplätzen, Bäumen und breiten Wegen. Heute ist es einer der grünsten Bezirke Berlins. Für viele Menschen war eine Wohnung dort ein Traum.

Schulze:

Du darfst nicht vergessen, woher wir kamen. Viele Familien lebten vorher in Altbauwohnungen ohne Bad, mit Toilette halbe Treppe, mit Ofenheizung und

Kohle, die man jeden Tag in den vierten Stock schleppen musste. Da war eine Neubauwohnung ein Quantensprung: Zentralheizung, Warmwasser, Badewanne, Balkon. Endlich keine Eisblumen mehr an der Wand. Wer so einen Schlüssel bekam, fühlte sich plötzlich reich.

Lehmann:

Ich erinnere mich noch genau. Wenn eine Familie eine Wohnung in Marzahn oder Hellersdorf bekam, war das fast wie ein kleiner Lottogewinn. Man hat gefeiert, Verwandte kamen, man bestaunte die neuen Räume. Viele träumten davon. Heute wird so getan, als hätten alle nur gelitten in Betonkästen. Das ist ein Klischee, das mit unserem Alltag wenig zu tun hat.

Becker:

Aber für uns im Westen waren die Plattenbauten das Sinnbild der DDR: Betonwüste, Trostlosigkeit, ohne Seele.

Müller:

Komisch, Becker. Genau solche Bauten gab es bei euch auch. Gropiusstadt in West-Berlin, Köln-Chorweiler, Hamburg-Steilshoop – riesige Siedlungen aus Beton. Aber im Westen war das „sozialer Wohnungsbau“. Bei uns wurden sie zum Symbol der Diktatur erklärt. Zwei Wörter, zwei Geschichten – dieselben Steine. Im Westen soziale Errungenschaft

im Osten soll es etwas grausames gewesen sein. Ja, war furchtbar wenn eine Familie endlich eine schöne Wohnung bekam, die sie auch bezahlen konnte.

Schulze:

Und ehrlich gesagt: Als ich 1990 zum ersten Mal nach West-Berlin kam, habe ich Häuser gesehen, die waren schlimmer als vieles bei uns im Prenzlauer Berg. Abgewrackt, feucht, Wände voller Schimmel, heruntergekommene Treppenhäuser. Aber das hat nie ein westdeutsches Fernsehen gezeigt. Unsere Risse im Putz waren Schlagzeilen, eure verfallenen Altbauten nicht.

Lehmann:

Und das Leben in der Platte war nicht trostlos. Kinder spielten auf den Wiesen, Nachbarn halfen sich, man feierte Geburtstage, man kannte sich. Das Bild vom grauen, einsamen Osten – das ist eine Karikatur.

Lehmann:

Weißt du, was man im Westen nie zeigte? Unsere Kindheit. Ich konnte mit neun Jahren allein von Pankow bis zum Alexanderplatz mit meinem Roller fahren. Kein Handy, kein GPS, kein Erwachsener, der mir hinterherlief. Ich kam heil an – und niemand hatte Angst.

Müller:

Und wenn wir unterwegs Hunger hatten, stellten wir uns einfach bei Bauarbeitern in die Schlange. Die lachten über uns Knirpse und schoben uns eine Schüssel Erbsensuppe rüber. Heute würden Kinder weggeschickt – Hygienevorschriften, Sicherheitsauflagen. Damals war's normal: man teilte.

Schulze:

Genau das war Alltag. Ein Nachbar, der dir das Fahrrad flickte, eine Verkäuferin, die dir ein Stück Butter zurücklegte, ein Lehrer, der dich schützte, wenn du mal zu laut warst. Gemeinschaft. Vertrauen. Keine Dauerangst, kein ständiges Misstrauen, wie es heute gern dargestellt wird.

Becker:

Aber die Pioniere! Fahnenappell, rotes Halstuch, Marschmusik, Losungen. Für uns war das Gehirnwäsche von Kindesbeinen an.

Müller:

Ja, es gab ideologische Rituale. Aber das war nicht alles. Viele Lehrer haben aus den Pioniernachmittagen etwas Menschliches gemacht: Basteln, Sport, Zeltlager, Theater. Die Politik war da, aber sie bestimmte nicht jede Minute. Da gab es auch vieles was uns Spaß bereitet hat, und es hat unseren Gemeinschaftssinn gestärkt.

Schulze:

Ich erinnere mich an unsere Pionierleiterin: streng beim Fahnenappell, aber nachmittags hat sie mit uns Lieder gesungen und Witze erzählt. Es war eine Mischung. Nicht nur Parolen, auch Kindheit. Wer heute behauptet, wir seien alle kleine Roboter gewesen, die man gleichschaltete, versteht nicht, wie viel Normalität dazwischen war.

Lehmann:

Ich habe mein Halstuch getragen, Lieder gesungen, auch mal Parolen gebrüllt – und danach Drachen steigen lassen. Für uns war das kein totalitäres Ritual, sondern Alltag mit Ideologie im Hintergrund. Wir haben trotzdem gelacht, gespielt, geträumt.

Müller:

Und noch ein Punkt, den euer Bild vom Osten völlig ignoriert: Kultur. Theaterkarten kosteten ein paar Mark. Kino war für jeden erschwinglich. Bücher waren billig. Oper, Ballett, Sinfoniekonzerte – selbst Arbeiterfamilien konnten hingehen. Kultur war kein Luxus, sondern Teil des Alltags.

Schulze:

Und wir hatten unsere eigenen Stars, unsere eigenen Filme, unsere eigenen Lieder. Man tat immer so, als hätten wir nur heimlich Westfernsehen geguckt. Stimmt, haben wir. Aber wir haben auch „Spuk

unterm Riesenrad“ geschaut, DEFA-Filme, Manfred Krug gehört. Das gehörte genauso zu uns.

Lehmann:

Und die Brigaden, die Betriebsausflüge! Da wurde getrunken, gesungen, gefeiert. Nach einer Schicht im Stahlwerk stand man abends noch zusammen am Grill. Im Westen zeigt man nur Stasi und graue Mauern. Unsere Feste, unsere Wärme, die tauchen in keinem Geschichtsbuch auf.

Becker:

Aber die Angst! Die Stasi! Ihr konntet doch nicht frei reden.

Müller:

Wir konnten sehr wohl reden – nur nicht überall. Und wir hatten Humor. Witze über die Partei waren Volkssport. Manche leise, manche laut. Manchmal hat sogar der Vorgesetzte mitgelacht. Angst war da, ja – aber sie war nicht alles.

Schulze:

Und die Sicherheit war groß. Frauen konnten nachts allein nach Hause gehen. Kinder spielten bis in die Dunkelheit auf der Straße. Eltern hatten keine Panik. Heute spricht man von „Freiheit“, aber viele haben Angst, ihre Kinder auch nur bis zum Spielplatz allein gehen zu lassen.

Lehmann:

Und genau das ist der Unterschied: Wir waren nicht frei, aber wir waren sicher, hatten Freunde, Gemeinschaft, einer half dem anderen. Ihr wart frei – aber viele von euch waren allein.

Müller:

Das Bild vom Osten, das ihr im Westen hattet, war ein Zerrspiegel. Es zeigte nur Beton, nicht die Blumen auf den Balkonen. Es zeigte Schlangen, nicht das Teilen. Es zeigte Rituale, nicht das Lachen.

Schulze:

Und es blendete das Wichtigste aus: Dass für viele die DDR Heimat war. Mit Fehlern, ja. Mit Zwängen. Aber eben Heimat.

Lehmann:

Wir waren keine grauen Schatten. Wir waren Menschen. Kinder, die Erbsensuppe aßen. Eltern, die abends lachten. Alte, die im Hof saßen und Geschichten erzählten. Das hat keiner im Westen gezeigt.

Becker:

Vielleicht brauchten wir das Bild. Wenn der Osten grau war, glänzten wir heller.

Müller:

Und wir brauchten euer Glänzen, um zu hoffen. Zwei Spiegel, die sich gegenseitig belogen – und dazwischen Millionen Menschen, die einfach nur lebten.



Kapitel 9 – Der Preis der Einheit

Der Westen bekam Märkte – wir verloren Fabriken.

Becker:

Ihr habt nach der Wende doch das große Los gezogen. Die Mauer fiel, die Freiheit kam. Ihr konntet reisen, sagen, was ihr wolltet, kaufen, was ihr brauchtet. Helmut Kohl versprach „blühende Landschaften“. Das war doch die Eintrittskarte in die bessere Welt.

Müller:

Blühende Landschaften, ja. Geblüht hat vor allem der Ausverkauf. Was wir bekamen, war ein gigantischer Aushang am Werkstor: „Betrieb wird abgewickelt.“ Fabriken, die Generationen ernährt hatten, mussten „zur Treuhand“. Hallen voller Maschinen, Wissen, Stolz – plötzlich nur noch „Standortfaktor“. Es war, als hätte man das Herz aus Städten gerissen und durch einen Parkautomaten ersetzt.

Schulze:

Die Treuhand – offiziell sollte sie volkseigenes Eigentum „privatisieren“. In der Praxis hat sie

filetiert. Werke wurden für symbolische Summen verkauft, oft an westdeutsche oder internationale Konzerne. Nicht, damit modernisiert wird, sondern damit Konkurrenz verschwindet. Nach dem Kauf kam die Pressemitteilung – und wenig später das Schloss am Tor.

Lehmann:

Ich sehe es noch vor mir. Letzte Schicht im Großbetrieb. Sirene, die zum letzten Mal heult. Männer stehen mit leeren Händen da, Frauen stecken ihre Werkausweise ein wie Totenscheine. Am Pfortnerhäuschen hängt eine Liste: „Abteilung Dreherei: freigestellt. Gießerei: freigestellt. Kantine: freigestellt.“ Ein Wort für ein ganzes Leben: freigestellt. Heißt: frei von Lohn, frei von Sinn, frei von Zukunft.

Müller:

Namen? Nimm, wen du willst. Chemie in Leuna und Buna – ganze Städte hingen an diesen Kombinat. Elektronik bei Robotron – tausende Ingenieure, Feinmechaniker, Programmierer. Optik bei Carl Zeiss Jena – Weltklasse, und Teile davon haben überlebt, sogar als Weltmarktführer. Aber die Kombinate wurden zerschlagen, tausende Menschen entlassen, ganze Abteilungen dichtgemacht oder nach Oberkochen verlagert. Zeiss blieb – doch für viele Beschäftigte in Jena endete die Geschichte trotzdem

abrupt. Licht bei NARVA – die berühmten Leuchtstoffröhren, weg. Werften in Rostock und Wismar, Brikettfabriken in der Lausitz, Textil in Plauen, Glas in Weißwasser. Jede Region kann dir eine Liste herunterbeten, die länger ist als eine Sonntagsrede.

Becker:

Aber manches war doch veraltet. Ihr hättet Milliarden gebraucht, um die Standards zu erreichen. Ist es da nicht ehrlicher, Unrentables zu schließen?

Schulze:

So hat man es uns eingeredet. Die Wahrheit war: Viele Betriebe haben fast ausschließlich für den Westen produziert. Quelle – die Marke Privileg – kam komplett aus DDR-Werken. Waschmaschinen, Kühlschränke, Fernseher. In Nürnberg hat man die Kartons bedruckt, in Sachsen die Geräte gebaut.

Müller:

Oder Salamander-Schuhe. Bei uns hergestellt und ein Paar für drei D-Mark in den Westen verkauft, im Westen verkauft- für das Zehnfache. Bei uns gabs dann auch Salamander Schuhe, ein Paar für 120 Mark.

Lehmann:

Trumpf-Schokolade? Auch die wurde in Berlin-Ost hergestellt, im VEB Elfe-Schokoladenkombinat. Im

Westen galt sie als Premium. Und wir standen daneben und wurden später „nicht marktfähig“ genannt.

Schulze:

Von IKEA über Adidas bis zu Neckermann, ja selbst Beate Uhse – alle haben sie in der DDR fertigen lassen. Wir waren Billiglohnland, hochqualifiziert und zuverlässig. Der Westen hat profitiert, jahrzehntelang. Nach der Einheit brauchte er uns nicht mehr – und erklärte uns zu Schrott.

Müller:

Das ist die eigentliche Ironie: Dieselben Betriebe, die gestern Weltmarktwaren lieferten, galten plötzlich als „unmodern“. Dabei war das einzige, was sich änderte: Wir waren nicht mehr billig.

Schulze:

Ehrlich wäre gewesen, zu modernisieren, wo es Sinn macht, und nicht pauschal zu entsorgen. Ehrlich wäre gewesen, die Leute mitzunehmen. Stattdessen wurden ganze Wertschöpfungsketten zerschlagen. Man kann eine Fabrik nicht retten, wenn man ihr die Zulieferer erschießt und die Kunden wegjagt.

Was passierte, war: kaufen, zusperren, Konkurrenz beseitigen.

Nicht „Wandel durch Wettbewerb“, sondern „Sieg durch Stilllegung“.

Lehmann:

Und dann dieses neue Wort, das vorher kaum einer kannte: Arbeitslosigkeit. Ein Fremdwort, das in jede Küche einzog. Gestern noch Kollege, heute „Kunde“ beim Amt. Vormittags Schalter 7, nachmittags Umschulung auf irgendwas, was's bei uns gar nicht gab: Callcenter, Versicherungsdrücker, „Existenzgründerseminar“. Ich-AG, ABM, später 1-Euro-Job. Aus Facharbeitern wurden Maßnahmenteilnehmer. Aus Lebensläufen wurden Lücken.

Müller:

Mit den Jobs verschwand die Sicherheit. Betriebskindergärten? Weg. Betriebsarzt, Poliklinik? Weg. Wohnheim, Ferienheim, Werkbus? Weg. All das, was Gemeinschaft organisiert hatte, löste sich auf. Zurück blieb der Ratschlag: „Stell dich auf eigene Füße.“ Schöner Satz, wenn man mitten im Sturm steht.

Becker:

Aber ihr habt doch Freiheit bekommen: gründen, reisen, studieren, sagen, was ihr denkt. Ist das nichts?

Schulze:

Freiheit ist viel. Aber Freiheit auf leeren Taschen ist Theorie. Was nützt die Reisefreiheit, wenn der Kühlschrank leer ist? Was nützt die Gründerfreiheit, wenn die Bank dich anschaut, als wärst du ein Risiko mit Beinen? Viele sahen die Welt – im Prospekt.

Praktisch reichte es für eine Tankfüllung und eine Tiefkühlpizza.

Lehmann:

Und die, die aus dem Westen kamen, waren plötzlich die „Besseren“ – nicht, weil sie wirklich besser waren, sondern weil sie automatisch Chef wurden. In Verwaltungen, Betrieben, Universitäten. „Integrationshilfe“ nannte man das, aber integriert wurden selten wir. Wir waren die Belegschaft, sie wurden die Leitung. Unser Wissen? „Nicht kompatibel.“ Unsere Titel? „Nicht anerkannt.“ Unser Dialekt? „Gewöhnungsbedürftig.“ Du kannst einem Menschen viel nehmen – aber wenn du ihm die Achtung nimmst, nimmst du ihm den Boden.

Müller:

Bilder aus der Zeit: Werkstore, an denen morgens niemand mehr steht. Marktplätze, wo Läden zu Tode „modernisiert“ wurden, bis nur noch Spielhallen und Wettbüros blieben. Bahnhöfe ohne Züge, Schwimmbäder ohne Wasser, Stadtfeste ohne Sponsoren. Die Jugend ging, die Alten blieben. Ganze Landkreise wurden leise.

Becker:

Aber die Betriebe hätten doch auch im DDR-System nicht ewig überlebt. Weltmarkt ist hart.

Schulze:

Weltmarkt ist hart – aber nicht blind. Die DDR hatte Schwächen, klar. Aber die Leute konnten arbeiten, lernfähig waren sie allemal. Hätte man in Maschinen, in Prozesse, in Absatz investiert, stünden viele Hallen heute noch. Stattdessen tat man so, als sei alles wertlos – bis auf den Boden darunter.

Lehmann:

Und dann die Renten. Jahre, Jahrzehnte Arbeit, die plötzlich weniger zählten. Betriebsrenten? Oft abgewickelt. DDR-Zeiten? Manchmal „nicht auffindbar“, „nicht anrechenbar“. Es gibt Menschen, die nach 40 Jahren Einsatz zum Amt müssen, weil die Rente nicht reicht. Früher war Arbeit Pflicht – heute ist Armut Pflicht, wenn du Pech hattest.

Müller:

Es war nicht nur ein ökonomischer Crash, es war ein kultureller. Unser Wort „Kollege“ verschwand. Aus Brigadetreffen wurden „Teammeetings“, aus Meisterstolz „Key Performance Indicators“. Die Kantine machte zu, der Automat kam. Und mit dem Automaten kam das Gefühl, ausgetauscht zu werden wie ein Kaffeebecher.

Becker:

Ihr klingt, als sei alles verloren gewesen. Es gab doch auch Gewinner: Handwerker, die plötzlich Aufträge

ohne Ende hatten; Läden, die gut liefen; Leute, die im Westen Karriere machten.

Schulze:

Natürlich gab es Gewinner. Aber ein Land bemisst man nicht am oberen Zehntel, sondern an dem, was in der Mitte passiert – und unten. In der Mitte klappte ein Loch, und unten wurde es kalt. Wer gut vernetzt war oder jung und mobil, kam durch. Wer 45 war, Familie hatte, Haus abbezahlen musste – der war auf einmal „nicht mehr vermittelbar“. Das ist ein Urteil ohne Richter.

Lehmann:

Und weil du „Gewinner“ sagst: Viele, die in den Westen gingen, gingen nicht, weil sie den Osten hassten, sondern weil sie essen wollten. Sie packten an, arbeiteten doppelt, schickten Geld heim. Heimat wurde ein Koffer und ein Telefonat am Sonntag. Der Preis der Einheit hieß: Pendeln, Trennung, Heimweh.

Müller:

Die „blühenden Landschaften“ von damals sahen in echt oft so aus: Neubaugebiet mit frisch gestrichenen Fassaden – und dahinter ein Industriegebiet mit „Zu verkaufen“-Schildern. Die blühenden, bunten Landschaften bestanden aus den farbigen Verkaufsschildern die plötzlich überall herumstanden. Bunt war nur die Farbe, die Wurzel fehlte.

Becker:

Aber die Mauer musste weg. Das sagt ihr doch selbst.

Schulze:

Ja. Die Mauer musste weg. Aber zwischen Mauerfall und Menschenfall liegt ein Unterschied. Wir wurden nicht eingeladen, neu zu bauen. Wir wurden aufgefordert, abzureißen und dankbar zuzusehen, wie jemand anders baut. Das ist keine Einheit, das ist eine Übernahme.

Lehmann:

Und Übernahmen haben eine Sprache: „Synergien“, „Marktbereinigung“, „Restrukturierung“. Hinter jedem dieser Wörter steht ein leerer Küchentisch. Ich habe Männer gesehen, die nie geweint hatten – bis sie ihren Kindern erklären mussten, was „Hartz IV“ ist.

Müller:

Man hat uns erzählt, wir seien endlich „frei“. Ja. Frei zum Scheitern. Frei, drei Minijobs zu machen. Frei, uns in Maßnahmen weiterdrehen zu lassen. Frei, beim Amt um Demut zu bitten. Die Würde – die stand in keinem Prospekt. Menschlichkeit verschwand plötzlich wie Wasser in der Wüste. Jeder kämpfte erstmal allein ums Überleben. Wo war unsere Art zu leben geblieben? Verkauft!

Becker:

Was hättet ihr euch gewünscht? Einen langsameren Übergang? Mehr Mitbestimmung? Eine ostdeutsche Wirtschaftsregierung?

Schulze:

Zuerst: Respekt. Dass man uns zuhört, statt über uns zu verfügen. Dann: Zeit. Eine Modernisierung mit Plan, nicht mit der Abrissbirne. Und: Beteiligung. Genossenschaften, Belegschaftsmodelle, regionale Fonds. Es gab Ideen – nur keinen Willen, sie zuzulassen. Es musste schnell gehen, damit es endgültig ist.

Lehmann:

Ich hätte mir gewünscht, dass man uns nicht erklärt, wer wir waren. Wir wussten, wer wir waren: Arbeiter, Meister, Ingenieure, Krankenschwestern, Lehrer. Nützlich. Nach der Einheit hießen wir „Kosten“. Und dann kam der Satz, der alles vergiftete: „Jammert nicht so viel.“ Wenn dir einer das Haus anzündet und du rufst „Feuer“, ist das kein Jammern. Das ist Realität.

Müller:

Der wahre Preis der Einheit ist nicht nur in Statistiken zu finden. Er steht in den Gesichtern. In den Läden, die nie wieder aufmachen. In den Schulen, aus denen Jahrgänge fehlen. In den

Bahnhöfen, wo Züge nur noch durchfahren. In Familien, die sich an Weihnachten am Bahnhof treffen, weil einer immer auf Achse ist.

Schulze:

Man hat uns Freiheit versprochen und Unsicherheit geliefert. Man hat uns Markt versprochen und Monopole hingestellt. Man hat uns Respekt versprochen und uns erklärt, wir seien „noch nicht so weit“. Aus Bürgern wurden Bittsteller. Aus Stolz wurde Scham. Das war der Tausch, der Preis für die Freiheit. Nur wie sah diese Freiheit in Wirklichkeit aus? Job weg! Kein Geld für Miete!

Lehmann:

Und damit wir uns nicht falsch verstehen: Wir wollen die Mauer nicht zurück. Wir wollen Anerkennung dessen, was war – und was kaputtgemacht wurde. Und wir wollen, dass man endlich aufhört, uns zu erzählen, wir hätten „alles gewonnen“. Wir haben viel gewonnen – Reisefreiheit, Auswahl, Worte. Und wir haben viel verloren – Arbeit, Sicherheit, Würde. Einheit, die das nicht ausspricht, bleibt halbe Wahrheit.

Müller:

Wenn heute jemand sagt „blühende Landschaften“, dann denke ich an die Disteln, die durch die Risse im Beton wachsen. Zäh, schön, aber wild. Die Natur holt

sich zurück, was die Politik verlassen hat. Wir haben gelernt, auf Steinen zu säen. Aber wundern Sie sich nicht, wenn wir skeptisch sind, wenn man uns wieder ein Hochglanzprospekt hinhält.

Becker:

Vielleicht war unser Fehler, zu glauben, Freiheit allein genügt. Ihr hattet recht: Ohne Sicherheit ist sie nur ein Wort.

Schulze:

Und euer Fehler war nicht böse, sondern blind. Ihr habt nicht gesehen, was der Preis ist, wenn man ein Land nicht umarmt, sondern umbaut.

Lehmann:

Am Ende bleibt ein einfacher Satz: Vor der Einheit waren wir gebraucht. Nach der Einheit waren wir verfügbar. Der Unterschied erscheint klein – bis man morgens aufsteht und keiner ruft.

Müller:

Das ist der Preis der Einheit. Nicht in Mark und Pfennig, nicht in Euro zu messen, sondern in Biografien. Und wer das versteht, kann anfangen, echte Einheit zu bauen – nicht aus Parolen, sondern aus Respekt.

Kapitel 10 – Was blieb vom Osten?

Heimat ist kein Staat. Heimat bleibt.

Becker:

Wenn ich euch so reden höre, frage ich mich: Verklärt ihr die DDR nicht einfach im Rückblick? Nennt man das nicht Ostalgie? Ein bisschen Jammern, ein bisschen Sentimentalität, ein bisschen „früher war alles besser“?

Müller:

Ostalgie? Nein, Becker. Das ist das Wort, das ihr erfunden habt, damit man uns nicht ernst nehmen muss. Damit man uns belächeln kann. Als würden wir uns nach Mangel und grauen Wänden zurück-sehnen. Darum geht es nicht. Es geht darum, dass uns etwas geblieben ist. Eine Mentalität, eine Art, durchs Leben zu gehen.

Schulze:

Was blieb, ist nicht die Partei, nicht die Planwirtschaft, nicht das Halstuch. Was blieb, sind die Menschen und ihre Haltung. Wir haben gelernt, aus wenig viel zu machen. Wir haben gelernt, uns zu helfen, wenn es eng wurde. Wir haben gelernt, dass

man improvisieren kann, dass nicht alles perfekt sein muss, damit es funktioniert.

Lehmann:

Und wir haben gelernt, zu lachen, wenn es eigentlich nichts zu lachen gab. Humor war unser Schmierstoff. Bis heute erzählen wir Witze, die mit einem Halbsatz ganze Systeme entlarven. Das ist Osthumor – trocken, direkt, manchmal bitter. Er hat uns durchgetragen.

Müller:

Ost-Mentalität – das heißt: Wir warten nicht auf den Handwerker, wir packen selbst an. Wir vertrauen nicht blind auf Versprechen, wir schauen zweimal hin. Wir wissen, dass Papier geduldig ist – und dass man mit Beziehungen mehr erreicht als mit Formularen.

Schulze:

Es heißt auch: Wir sind skeptisch gegenüber Autoritäten. Zu oft hat man uns erzählt, was wir zu denken haben. Also fragen wir nach, zweifeln, machen Witze. Für manche klingt das nach Misstrauen. Für uns ist es Selbstschutz.

Lehmann:

Und es heißt: Wir sind solidarisch. Wir haben erlebt, wie es ist, wenn man ohne Nachbarn, Freunde,

Kollegen nicht klarkommt. Heute sagen viele im Westen: „Jeder ist sich selbst der Nächste.“ Bei uns war das undenkbar. Wir teilten, wir halfen, wir standen zusammen. Das ist geblieben.

Becker:

Aber nach 30 Jahren Einheit – ist da nicht alles längst vermischt? Junge Leute unterscheiden doch gar nicht mehr, ob Ost oder West.

Müller:

Frag mal nach den Renten, nach den Löhnen, nach den Führungspositionen. Wer sitzt in den Chefetagen, in den Ministerien, an den Schaltstellen? Fast nur Westdeutsche. Frag, wer im Osten die Arbeit macht und wer im Westen die Entscheidungen trifft. Die Spaltung ist nicht im Kopf erfunden, sie ist messbar.

Schulze:

Und im Alltag hörst du es an den Sätzen. Wenn ein Wessi sagt: „Da müssen wir noch mal drüber reden“, meint er, es ist längst beschlossen. Wenn ein Ossi sagt: „Da müssen wir drüber reden“, meint er: Wir suchen wirklich nach einer Lösung. Das sind feine Unterschiede, die sich aus einer anderen Prägung ergeben.

Lehmann:

Oder schau in die Küchen. Im Osten sitzt man länger beieinander, redet direkter, auch über Geld, auch über Politik. Wir haben weniger Distanz, aber auch weniger Smalltalk. Für manche ist das rau, für uns ist es ehrlich.

Becker:

Aber was ist dann mit dem ganzen Ostalgie-Kram? Ampelmännchen, Spreewaldgurken, Nudossi, Trabbi-Treffen. Ist das nicht doch nur Kitsch?

Müller:

Kitsch? Nein, Erinnerung. Ostalgie heißt: Man hängt an Dingen, die einem Vertrautheit gaben. Nicht, weil man die DDR zurück will, sondern weil man sein Leben nicht verleugnen will. Wer Spreewaldgurken mag, der will nicht die Stasi zurück. Er will den Geschmack der Kindheit, Punkt.

Schulze:

Und das ist auch Selbstbehauptung. Weil man uns nach der Wende eingeredet hat, alles, was wir hatten, sei Müll gewesen. Unsere Autos, unsere Möbel, unser Essen, unsere Kultur. Indem wir Nudossi essen oder den Trabbi fahren, sagen wir: Das war nicht alles schlecht. Es war unser Leben.

Lehmann:

Ostalgie ist, wenn man lacht, weint und nickt zugleich. Wenn man im Fernsehen „Polizeiruf 110“ sieht und plötzlich die eigene Jugend riecht: Kohlenkeller, Schrankwand, den Geruch von Linoleum. Das hat nichts mit Politik zu tun. Das hat mit Heimat zu tun.

Müller:

Was uns geblieben ist, ist aber auch das Gefühl, Bürger zweiter Klasse zu sein. Dreißig Jahre nach der Einheit verdient ein Ossi im Schnitt weniger. Viele Renten sind kleiner, weil Ausbildungs- und Arbeitszeiten nicht anerkannt wurden. Führungspositionen sind fast ausschließlich westdeutsch besetzt.

Schulze:

Manchmal klingt es wie ein Echo: „Ihr müsst euch mehr anstrengen.“ Genau wie früher: „Ihr müsst euch der Parteilinie anpassen.“ Nur dass die Parole jetzt vom Markt kommt. Aber alte Parolen in neuer Verpackung bleiben doch Parolen.

Lehmann:

Und dazu der Spott. „Jammer-Ossi“, „Bückware“, „Trabbi“. So, als hätten wir nichts geleistet. Als wären wir Bittsteller. Dabei haben Millionen von uns

den Laden am Laufen gehalten – und für den Westen mitproduziert. Nur redet kaum einer darüber.

Müller:

Aber es gibt auch Stolz. Stolz auf das, was wir trotz allem geschafft haben. Dass wir uns durchgebissen haben. Dass wir gelernt haben, mit weniger zurechtzukommen. Dass wir Kinder großgezogen haben, die heute ihren Weg gehen.

Schulze:

Stolz auch auf die Gemeinschaft, die es gab. Dass niemand durch das soziale Netz gefallen ist. Dass jeder Arbeit hatte, jeder Arzt da war, jedes Kind in den Kindergarten ging. Heute sagt man: „Das war Diktatur.“ Ja. Aber es war auch Versorgung, Sicherheit, Zusammenhalt.

Lehmann:

Und Stolz auf unsere Direktheit. Wir reden nicht drum herum. Wir sagen, was wir denken. Für manche ist das unbequem. Für uns ist es Ehrlichkeit.

Kapitel 11 – Zwei Wahrheiten, zwei Geschichten

Es gibt nie nur eine Geschichte. Es gibt immer zwei.

Becker:

Für mich ist die Sache eindeutig. Die DDR war ein Unrechtsstaat. Das sagt doch jeder Historiker, das steht in den Schulbüchern, das hört man in jeder Gedenkstätte. Die Stasi hat überwacht, die Mauer hat Menschen getötet, die Partei hat diktiert, was ihr zu denken habt. Das ist die Wahrheit – oder wollt ihr die leugnen?

Müller:

Niemand leugnet das. Aber wenn man ein Land nur auf Stasi, Mauer und Diktatur reduziert, dann erzählt man keine Geschichte, sondern eine Anklageschrift. Es gibt zwei Wahrheiten: die des Unrechts, und die des Alltags. Beide sind real. Aber nur eine wurde großgeschrieben.

Schulze:

Die zweite Wahrheit ist unbequem. Sie heißt: In der DDR gab es auch Sicherheit, Arbeit, Kindheit, Freundschaften. Es gab Abende im Kulturhaus,

Urlaube an der Ostsee, Feste im Hof. Es gab Menschen, die ihre Kinder großzogen, die ihre Nachbarn unterstützten, die lachten, weinten, lebten. Diese Geschichte verschwindet in den Akten.

Lehmann:

Und das ist kein Zufall, Becker. Die Sieger schreiben die Geschichte. Sie brauchen klare Gegensätze: wir – die Guten, ihr – die Schlechten. So einfach versteht es jeder. Aber so einfach war das Leben nicht. Es war kompliziert, widersprüchlich. Und das auszuhalten, fällt schwer.

Becker:

Aber es gibt doch Fakten. Akten, Zahlen, Berichte. Das sind doch die Beweise.

Müller:

Fakten, ja. Aber Akten erzählen keine Sommer an der Ostsee. Sie beschreiben nicht, wie es war, wenn der Betriebsausflug im Wald endete, mit Gitarre und Lagerfeuer. Sie wissen nichts davon, wie Nachbarn zusammen eine Wohnung renovierten, weil eine alte Frau Hilfe brauchte. Sie wissen nichts davon, wie ein Kind die erste Dusche im Neubau erlebte und sich fühlte wie im Paradies. Akten erfassen Kontrolle, aber sie erfassen kein Leben.

Schulze:

Und welche Fakten zeigt man? Immer die Schlangen vor den Läden. Nie, wie man in der Schlange lachte, wie man für andere mitkaufte, wie man zurückging mit vollen Tüten. Immer die Bilder der grauen Häuser. Nie die Balkone voller Blumen, nie die bunten Fassaden.

Lehmann:

Oder das berühmte Beispiel: „Es gab keine Butter.“ Meine Tante aus dem Westen brachte uns Butter mit. Ich fragte: „Warum Butter? Die gibt’s doch hier!“ – Sie sagte: „Im Radio hieß es, bei euch ist Butter knapp.“ Also gingen wir in den Konsum, zeigten ihr die Regale und lachten: „Schau, sie haben sogar so viel, dass sie sie verkaufen!“

Die Knappheit war nicht immer real – manchmal wurde sie gemacht. Wie bei Lord Knut im RIAS, der Gerüchte streute: „In der DDR wird Zucker knapp.“ Dann rannten die Leute los, leerten die Regale – und plötzlich war Zucker wirklich knapp. Heute nennt man das Panikkauf. Damals hieß es: Beweis für Mangelwirtschaft.

Becker:

Aber wie soll man das sonst erzählen? Wenn man die dunklen Seiten nicht betont, klingt es wie Verharmlosung.

Müller:

Und wenn man nur die dunklen Seiten erzählt, ist es Verzerrung. Wahrheit ist kein Scheinwerfer, der nur auf die Schatten zielt. Wahrheit ist ein Panorama.

Schulze:

Schau dir die Medien an. In jeder Reportage über die DDR siehst du die Mauer, Stacheldraht, graue Gesichter. Aber kaum je siehst du ein Ferienlager, ein lachendes Kind, eine Brigade, die singt. Und wenn doch, dann als Fußnote, als Exotik. So entsteht ein Zerrbild.

Lehmann:

Es gibt zwei Geschichten. Die offizielle, die von oben erzählt wird: Diktatur, Stasi, Unrecht. Und die gelebte, die von unten kam: Alltag, Wärme, Heimat. Zusammen ergeben sie das Bild. Aber man trennte sie – und ließ nur eine gelten.

Becker:

Aber was ist mit den Opfern? Mit denen, die in Haft saßen, die an der Grenze starben? Wenn man die andere Seite erzählt, verharmlost man doch deren Leid.

Müller:

Nein. Wir vergessen sie nicht. Aber auch nicht die Millionen, die ein Leben führten, das nicht nur Leid

war. Wer sagt, in der DDR habe es nur Opfer gegeben, nimmt auch diesen Menschen ihre Würde.

Schulze:

Nicht jeder, der in der DDR lebte, war unschuldig, aber auch nicht jeder war Täter. Manche Urteile waren hart, manche ungerecht. Aber die große Masse lebte zwischen den Polen – arbeitete, liebte, zog Kinder groß. Auch das ist Teil der Wahrheit.

Lehmann:

Und wir sollten aufpassen: Wenn wir heute über die DDR reden, tun wir oft so, als sei jeder im Gefängnis unschuldig gewesen. Das stimmt nicht. Manche gehörten da rein – Mörder, Vergewaltiger. Nach der Wende hat man viele Urteile aufgehoben, verkürzt, Gefangene entlassen. Auch gefährliche. Manche töteten wieder. Diese Opfer tauchen selten in den Geschichten auf.

Becker:

Aber heute leben wir doch in Freiheit. Ist das nicht der Beweis, dass unsere Geschichte die richtige war?

Müller:

Freiheit, ja. Aber auch Überwachung, Misstrauen, Angst. Heute nennen wir es „Sicherheitsgesetze“, „Terrorbekämpfung“, „Gesundheitsschutz“. Bürger melden Bürger, wer nicht im Mainstream schwimmt,

wird sanktioniert. Klingt das so anders als das, was ihr uns vorwerft?

Schulze:

Es geht nicht darum, Gleiches gleichzusetzen. Es geht darum, zu sehen: Jede Zeit baut ihre eigene Erzählung, ihre eigenen Feindbilder. Damals war's der Klassenfeind, heute ist es der „Populist“, der „Gefährder“. Die Methode ist die gleiche: Angst erzeugen, Kontrolle legitimieren.

Lehmann:

Zwei Geschichten – damals wie heute. Eine offizielle, eine gelebte.

Und die Lücke dazwischen, das Schweigen. Wer das nicht erkennt, erzählt keine Geschichte, sondern Märchen.

Müller:

Zwei Wahrheiten, zwei Geschichten. Die eine: die der Unterdrückung, der Stasi, der Mauer. Die andere: die des Lebens, der Wärme, der Menschen. Beide sind wahr, beide gehören zusammen.

Schulze:

Und wir haben das Recht, auch unsere Wahrheit zu erzählen. Nicht als Verklärung, nicht als Ausrede – sondern als Erinnerung.

Lehmann:

Denn wenn man uns nur als Opfer oder Täter sieht, löscht man unser Leben aus. Aber wir waren nicht nur Kapitel im Geschichtsbuch. Wir waren Menschen, die morgens aufstanden, arbeiteten, liebten, lachten, Träume hatten. Diese Geschichte ist nicht weniger wert als die der Opferberichte.

Becker:

Vielleicht habt ihr recht. Vielleicht gibt es nicht nur eine Wahrheit, sondern mehrere.

Müller:

Und vielleicht ist echte Einheit nur möglich, wenn man beide hört – und endlich anerkennt, dass auch wir unsere Geschichte haben.

Kapitel 12 – Wer hat gewonnen?

Gewinner standen in Bonn. Verlierer in Bitterfeld.

Becker:

Am Ende habt ihr doch gewonnen. Die Mauer fiel, die Grenze öffnete sich, die D-Mark kam, die Freiheit. Wer wollte, konnte reisen, konsumieren, sagen, was er dachte. Das war doch der Sieg.

Müller:

Sieg? Für wen? Für die Politik vielleicht, für die Märkte, für die Schlagzeilen. Für die, die kamen und kauften. Für die Investoren, die Grundstücke billig bekamen. Aber für die Menschen? Viele fühlten sich nicht als Sieger, sondern als Übernommene.

Schulze:

Gewonnen haben die, die schon auf der Siegerseite standen. Der Westen bekam billige Arbeitskräfte, neue Absatzmärkte, neue Grundstücke. Banken, Versicherungen, Handelsketten zogen in Städte, in denen vorher Konsum und HO die Grundversorgung sicherten.

Lehmann:

Und wir? Wir bekamen Arbeitslosigkeit, Rentenkürzungen, Abwanderung. Wir bekamen das Etikett „Bürger zweiter Klasse“. Wir bekamen die Aufforderung, dankbar zu sein. Wenn das ein Sieg war, dann war es ein Pyrrhussieg – einer, bei dem die Sieger mehr Verluste haben, als sie zugeben wollen.

Müller:

Wer hat gewonnen? Politisch: die Bundesrepublik. Sie stand plötzlich als „Sieger der Geschichte“ da, als Modell für ganz Europa.

Schulze:

Wirtschaftlich: die großen Konzerne. Energie, Telekommunikation, Supermärkte – alles wurde übernommen, oft für Spottpreise. Ganze Branchen wechselten in westdeutsche Hände.

Lehmann:

Moralisch: der Westen, der sich als Befreier feiern konnte. Das große Narrativ war geboren: Wir haben die Diktatur besiegt. Das ist ein bequemer Platz in der Geschichte.

Müller:

Und wer hat verloren? Die Menschen in den Betrieben, die von heute auf morgen dichtgemacht

wurden. Facharbeiter, die plötzlich „nicht mehr vermittelbar“ waren.

Schulze:

Die Bauern, deren LPGs aufgelöst wurden und die ihre Felder verloren. Ganze Dörfer, in denen Höfe leerstanden.

Lehmann:

Die Rentner, deren Lebensleistung nicht anerkannt wurde. Die jahrzehntelang arbeiteten und am Ende vom Amt hören mussten: „Tut uns leid, da fehlen Unterlagen.“

Müller:

Und die Jugend, die ging. Millionen wanderten ab. Ganze Regionen verödeten, Dörfer starben leise, Städte verloren die Hälfte ihrer Einwohner. Das war der Preis.

Becker:

Aber war das nicht auch eine Chance? Endlich Marktwirtschaft, endlich Wettbewerb, endlich jeder für sich verantwortlich.

Schulze:

Eine Chance für wenige. Für Handwerker, die plötzlich Aufträge ohne Ende hatten, ja. Für manche,

die den Sprung schafften. Aber für viele war es keine Chance, sondern ein Sturz.

Lehmann:

Man hat uns eingeredet: „Jetzt könnt ihr endlich alles werden!“ Aber gleichzeitig hat man uns gesagt: „Eure Ausbildung zählt nicht. Eure Erfahrung zählt nicht. Eure Arbeit war wertlos.“ Das ist wie ein Rennen, bei dem einer schon 50 Meter Vorsprung hat – und dir dann sagt: „Los, lauf doch, du hast die gleichen Chancen.“

Müller:

Wer hat gewonnen? Der Westen, wirtschaftlich, politisch, moralisch.

Schulze:

Wer hat verloren? Millionen im Osten – in ihrer Arbeit, in ihrer Sicherheit, in ihrer Würde.

Lehmann:

Und was blieb? Ein tiefer Riss. Zwischen Ost und West, zwischen Gewinnern und Verlierern, zwischen offizieller Erzählung und gelebter Erfahrung.

Becker:

Vielleicht ist das die härteste Wahrheit: dass Einheit keine Siegesserie war, sondern ein Handel.

Müller:

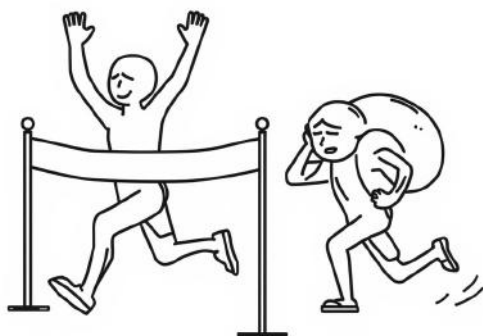
Ja. Wir bekamen Freiheit – und gaben dafür Sicherheit. Wir bekamen Konsum – und gaben dafür Arbeit. Wir bekamen Worte – und gaben dafür Würde.

Schulze:

Am Ende hat das Volk nicht gewonnen. Gewonnen haben die Märkte, die Konzerne, die Politiker.

Lehmann:

Und für uns bleibt die Frage: War das den Preis wert?



Kapitel 13 – Der lange Schatten

Der Schatten der Einheit ist länger als die Mauer je war.

Becker:

Jetzt sind über dreißig Jahre vergangen. Die Einheit liegt hinter uns, eine ganze Generation ist im vereinten Deutschland geboren. Ist es da nicht endlich an der Zeit, die Unterschiede zu vergessen? Alles andere klingt für mich wie eine Endlosschleife der Klagen.

Müller:

Schön wär's, Becker. Aber die Realität zeigt einen anderen Schatten. Nach über drei Jahrzehnten sind die Löhne im Osten immer noch niedriger. Gleiche Arbeit, weniger Geld. Renten bleiben ein Streitpunkt, weil viele Lebensleistungen nicht anerkannt wurden. Und schau dir die Führungspositionen an – Ministerien, Konzerne, Universitäten. Ostdeutsche sitzen da fast nie.

Schulze:

Das sind keine gefühlten Unterschiede, das sind messbare. Wir reden von einer ganzen Bevölkerung,

die bis heute kaum im oberen Drittel der Gesellschaft angekommen ist. Und dann wundern sich alle, wenn das Vertrauen in Politik schwindet.

Lehmann:

Die Wahrheit ist: Wir sind formal eins, aber im Alltag gibt es eine unsichtbare Grenze. Sie zieht sich durch Konten, durch Karrieren, durch Köpfe.

Die Löhne und Renten

Müller:

Nimm die Löhne. Immer noch verdienen viele Ostdeutsche 20 bis 25 Prozent weniger. Oft für dieselbe Arbeit. In der Pflege, im Einzelhandel, in der Industrie. Und wenn man fragt, heißt es: „Marktbedingungen.“

Schulze:

Oder die Renten. Jahrzehnte Arbeit – und dann Streit um „Systemunterschiede“.

Ganze Berufsgruppen wurden herabgestuft, manche Zeiten einfach gestrichen. Leute, die ihr Leben lang hart gearbeitet haben, stehen heute da und sammeln Flaschen.

Oft sind es genau die selben Menschen, die dieses Land nach dem Krieg wieder aufgebaut haben, die dafür gearbeitet haben, dass es wieder aufwärts ging nach dem Krieg.

Lehmann:

Das ist der lange Schatten: Nicht die Mauer, sondern die Differenz. Die Mauer die immer noch in den Köpfen existiert. Nicht sichtbar wie eine Mauer aus Beton, aber fühlbar wie ein Gewicht auf der Brust.

Becker:

Aber Ostdeutsche sind doch überall – in Sport, Kultur, Medien.

Müller:

Schau genauer hin. In den Führungsetagen von DAX-Konzernen? Kaum. In Bundesministerien? Fast niemand. In Universitäten, in höchsten Richterämtern? Quoten im Promillebereich.

Schulze:

Das ist nicht, weil wir nichts können. Es ist, weil die Netzwerke fehlen, weil die Seilschaften westdeutsch blieben. Wer oben sitzt, holt seinesgleichen nach. So einfach funktioniert Macht. Das war schon immer so. Daran ändern auch die schönsten freien Wahlen nichts. Alles Augenwischerei.

Lehmann:

Und dann wundert man sich im Westen, dass viele Osis das Gefühl haben: Wir zählen nicht. Wir arbeiten, wir zahlen, wir tragen – aber wir führen nicht. Führen tun nur die im Westen - und die fragen

uns nicht nach unserer Meinung, die machen einfach was sie wollen. Denn wir sind ja zu dumm um die vielen Zusammenhänge zu verstehen. Dabei verstehen die Ossis manches sehr viel besser.

Becker:

Aber ist das nicht auch selbstverschuldet? Viele im Osten wählen Parteien, die nur protestieren. Das ist doch kein konstruktiver Beitrag.

Müller:

Und warum protestieren sie? Weil sie sich nicht gehört fühlen. Weil sie seit Jahrzehnten das Gefühl haben, zweite Klasse zu sein. Weil jede Kritik als „Jammern“ abgetan wird.

Schulze:

Politikverdrossenheit fällt nicht vom Himmel. Sie wächst auf dem Boden von Enttäuschung. Wer dreißig Jahre lang erklärt bekommt: „Sei dankbar, dass du dabei sein darfst“, der hört irgendwann auf, Danke zu sagen.

Lehmann:

Und dann suchen die Leute nach Stimmen, die ihnen wenigstens zuhören – auch wenn die Rezepte fragwürdig sind. Aber das Ignorieren der Masse durch die etablierten Politiker ist gefährlicher als jede Protestpartei. Wer am Volk vorbei regiert, muss sich

nicht wundern, wenn das Volk irgendwann etwas anderes wählt weil es von den Altparteien mehr als genug hat.

Müller:

Und dazu kommt das Ost-Bashing. Kaum eine Reportage ohne das Klischee: jammernde Osis, graue Platten, AfD-Hochburg. Manchmal denke ich, für den Westen ist der Osten ein Zoo, in dem man den Leuten zuschaut, wie sie angeblich immer noch zurückgeblieben sind. Dabei sind es die im Westen, die nicht aufwachen. Die Osis haben bewiesen, dass sie etwas ändern können. Die Wesis sind aber offenbar immer noch zu bequem oder es geht ihnen immer noch zu gut.

Schulze:

Dabei sind viele der Probleme strukturell: fehlende Investitionen, fehlende Infrastruktur, fehlende Jobs. Aber das zeigt man nicht. Stattdessen zeigt man einen Mann mit Bierflasche vorm Plattenbau und sagt: „So sind die Osis.“

Lehmann:

Das ist das alte Muster: Die Geschichte wird von den Siegern erzählt. Früher: DDR = Unrechtsstaat. Heute: Ostdeutsche = undankbare Nörgler. Der lange Schatten sind nicht nur die Unterschiede, es ist auch

die Erzählung, die sie am Leben hält. Und leider hat sich diese Erzählung über 30 Jahre nicht geändert.

Müller:

Der Schatten zeigt sich nicht nur in Zahlen. Er zeigt sich in Gesprächen. Wenn ein Ossi in München seinen Dialekt verrät und plötzlich schief angesehen wird. Wenn ein ostdeutscher Ingenieur als „Bastler“ gilt, ein westdeutscher aber als „Tüftler“.

Schulze:

Er zeigt sich, wenn Bewerbungen aussortiert werden, weil die Vita nach Osten riecht. Wenn Ostdeutsche heute noch hören: „Na, aus welchem Loch kommst du?“

Lehmann:

Er zeigt sich, wenn Eltern ihren Kindern erklären müssen, warum ihre Großeltern weniger Rente bekommen – obwohl sie nicht weniger gearbeitet haben.

Becker:

Vielleicht habe ich das unterschätzt. Für mich war die Einheit ein abgeschlossenes Kapitel. Aber wenn ihr so redet, klingt es wie eine Geschichte, die immer noch weitergeht, deren Ende noch lange nicht in Sicht ist.

Müller:

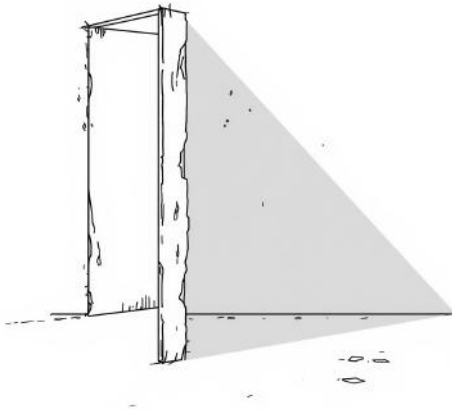
Weil sie weitergeht. Geschichte hört nicht auf, weil Politiker ein Datum setzen.

Schulze:

Der lange Schatten der Einheit ist, dass viele Ostdeutsche bis heute das Gefühl haben: Ihr habt zwar die Mauer eingerissen, aber die unsichtbare Mauer bleibt stehen.

Lehmann:

Und solange dieser Schatten nicht gesehen wird, wird die Einheit nie ganz sein.



Kapitel 14 – Missverstandene Freiheit

Reisen kannst du nur, wenn du auch ein Ticket hast.

Becker:

Aber eines kann man doch nicht bestreiten: Ihr habt die Freiheit bekommen. Redefreiheit, Reisefreiheit, Konsumfreiheit. Das, wovon ihr jahrzehntelang geträumt habt. Ist das nicht der größte Gewinn überhaupt?

Müller:

Freiheit, ja. Aber Freiheit ist ein vielschichtiges Wort. Wir konnten plötzlich alles sagen – aber viele hörten uns nicht zu. Wir konnten reisen – aber viele konnten es sich nicht leisten. Wir konnten kaufen – aber nicht jeder hatte das Geld dazu. Freiheit auf dem Papier ist nicht immer Freiheit im Leben.

Schulze:

Und Freiheit heißt auch: frei sein, Verantwortung zu tragen. Früher war Arbeit Pflicht, heute ist Arbeitslosigkeit erlaubt. Früher hieß Freiheit: du bist Teil einer Gemeinschaft, aber kannst nicht reisen. Heute heißt Freiheit: du kannst reisen, aber vielleicht hast

du keine Arbeit, keine Sicherheit, keine Wohnung.
Beides hat seine Ketten.

Lehmann:

Viele verwechseln Freiheit mit Auswahl im Supermarkt. Zehn Sorten Joghurt sind keine Freiheit, wenn du keinen davon bezahlen kannst. Freiheit ist, wenn du dein Leben gestalten kannst, ohne Angst vor dem Absturz. Und genau das fehlte vielen nach der Wende.

Müller:

Ja, wir durften plötzlich alles sagen. Aber was nützt es, wenn du am Stammtisch redest, während andere die Entscheidungen treffen?

Redefreiheit ist wertvoll – aber sie wird hohl, wenn du keine Stimme im Raum hast, wo Macht ausgeübt wird.

Schulze:

Und wer heute glaubt, alles sei erlaubt, sollte mal genauer hinschauen. Auch jetzt werden kritische Stimmen ausgegrenzt. Nicht mit Haft, sondern mit Karriereknick, mit medialem Spott, mit Kontosperrungen. Damals hieß es „Staatsfeind“, heute heißt es „Verschwörungstheoretiker“. Die Mechanismen sind unterschiedlich, das Muster ist ähnlich: Grenzen des Sagbaren.

Lehmann:

Freiheit der Worte ist wertvoll. Aber sie bleibt missverstanden, wenn man so tut, als gäbe es sie grenzenlos.

Becker:

Aber das Reisen! Ist das nicht der Inbegriff von Freiheit?

Müller:

Ja, das war ein Traum. Plötzlich konnte man an die Nordsee und an die Adria, nach Spanien, nach Amerika. Aber wer kein Geld hatte, der konnte höchstens bis zum Baggersee. Für viele war das wie ein Schaufenster: schön anzusehen, unerreichbar dahinter.

Schulze:

Und viele, die fahren, merkten schnell: Sonne ist Sonne, Meer ist Meer – aber das Loch im Geldbeutel reist mit. Freiheit zum Reisen bedeutet nichts, wenn sie ungleich verteilt ist.

Lehmann:

Ich erinnere mich: 1990 stand ich am Flughafen, sah die Schlangen vor den Check-ins und dachte: Jetzt sind wir alle frei. Ein Jahr später wusste ich: Nein, wir sind nicht alle frei. Wir sind nur alle frei, es uns nicht leisten zu können.

Müller:

Freiheit heißt auch: du kannst dein Leben planen. Aber genau das war weg. Früher hattest du Arbeit, Wohnung, Arzt, Kindergartenplatz. Vielleicht nicht den Traumjob, vielleicht nicht die Traumwohnung, aber die Sicherheit. Nach der Wende war vieles offen – aber auch vieles ungewiss.

Schulze:

Wir hatten die Freiheit, unter Brücken zu schlafen. Die Freiheit, mit 55 aus der Arbeit gedrängt zu werden und „Umschulung“ auf irgendetwas Absurdes zu machen. Die Freiheit, unsere Kinder mit Bafög und Nebenjob durchzubringen, statt mit sicherem Ausbildungsplatz. Das ist die andere Seite der Freiheit.

Lehmann:

Missverstanden wurde, dass Freiheit nicht nur Abwesenheit von Grenzen ist. Freiheit heißt auch: Chancen zu haben. Ohne Chancen ist Freiheit eine Einladung zum Fallen.

Becker:

Aber ist das nicht Jammern auf hohem Niveau? Ihr habt doch mehr bekommen, als euch genommen wurde. Ihr lebt jetzt in einer Demokratie, ihr könnt reisen, sagen, was ihr wollt, alles kaufen. Viele im

Westen verstehen einfach nicht, warum das nicht reicht.

Müller:

Frag mal die, die Flaschen sammeln. Frag die, die drei Jobs haben, um über die Runden zu kommen. Freiheit wird missverstanden, wenn sie mit Konsum verwechselt wird.

Schulze:

Und schau in die Gegenwart: Angst ist wieder ein Instrument. Angst vor Terror, Angst vor Viren, Angst vor Armut. Mit Angst steuert man Menschen – und sie merken es kaum. Damals hieß es: „Der Klassenfeind.“ Heute heißt es: „Die unsichtbare Bedrohung.“ Freiheit wird immer dann klein, wenn Angst groß gemacht wird.

Lehmann:

Die Wahrheit ist: Freiheit ohne Sicherheit ist ein Versprechen ohne Boden. Und genau das haben viele erlebt.

Müller:

Missverstandene Freiheit ist die, die glänzt, aber nichts trägt. Sie verspricht Flügel – und lässt dich doch fallen, wenn kein Netz darunter ist. Und dann nennt man den Sturz auch noch Selbstverschulden.

Schulze:

Freiheit muss gelebt werden können, nicht nur versprochen.

Lehmann:

Und manchmal ist die ehrlichste Freiheit die, die nicht laut daherkommt, sondern still das Leben trägt.

Becker:

Vielleicht habe ich immer nur die eine Seite gesehen. Die Reisefreiheit, die Worte. Aber ihr habt recht: Freiheit ist nicht grenzenlos, wenn sie nur für manche gilt.

Müller:

Genau das ist der Punkt.

Freiheit war unser größter Gewinn – und zugleich unser größtes Missverständnis.

Kapitel 15 – Die doppelte Sprache

Wer die Sprache beherrscht,
beherrscht die Geschichte.

Becker:

Eines war doch offensichtlich: In der DDR war Sprache immer ein Werkzeug der Macht. Parolen, Losungen, Sprüche, die keiner glaubte, aber alle aufsagen mussten. „Vorwärts immer, rückwärts nimmer.“ „Die Partei hat immer recht.“ Das war doch Realsatire.

Müller:

Stimmt. Sprache war Propaganda. Aber glaub nicht, dass das nur ein DDR-Phänomen war. Jede Macht nutzt Sprache, um Bilder zu formen. Auch nach der Wende wurden Worte zur Waffe. Nur klangen sie freundlicher.

Schulze:

„Unrechtsstaat“ zum Beispiel. Ein einziges Wort, das Millionen Biografien abwertet. Egal, ob du dein Leben anständig gelebt hast, ob du Kinder großgezogen oder Menschen gepflegt hast – dein Leben war angeblich Teil eines „Unrechtsstaats“. Mit

diesem Wort wurde alles in einen Sack gesteckt. Opfer, Täter, Mitläufer, Normalbürger. Es war eine moralische Abrissbirne.

Lehmann:

Oder „blühende Landschaften“. Was für ein Bild! Jeder sah Wiesen, Farben, Fülle vor sich. In Wahrheit folgte auf das Wort ein Kahlschlag. Fabriken schlossen, Städte verödeten. Aber das Wort blieb, wie ein Versprechen, das nie erfüllt wurde. Sprache als Trostpflaster.

Müller:

Auch wir hatten unsere doppelten Wörter. „Antifaschistischer Schutzwall“ statt Mauer. „Republikflucht“ statt Ausreise. „Planerfüllung“ statt Mangel. Wir wussten, was gemeint war – und wir wussten, dass es nicht stimmt.

Schulze:

Das Leben in der DDR war auch ein Leben zwischen den Zeilen. Man hörte die Parole, nickte – und sagte im Stillen etwas anderes. Wir hatten unseren eigenen Code. Ein Witz, ein Blick, ein ironischer Satz – das war unsere Gegen-Sprache.

Lehmann:

Aber nach der Wende merkte man schnell: Auch der Westen hat seine Codes. Nur subtiler. „Anpassungs-

schwierigkeiten“ hieß: Ihr kommt nicht klar.
„Transformationsprozess“ hieß: Eure Jobs sind weg.
„Angleichung“ hieß: Ihr verdient weiter weniger.
Worte wie Watte – weich im Klang, hart in der Wirkung.

Becker:

Aber Worte wie „Jammer-Ossi“ – das war doch nur Spott, kein offizielles Programm.

Müller:

Spott ist auch ein Programm. Wer Menschen lächerlich macht, nimmt ihnen das Recht, ernst genommen zu werden. „Jammer-Ossi“ bedeutete: Haltet den Mund, ihr habt doch alles bekommen. Es war die subtile Fortsetzung der Entwertung.

Schulze:

Und schau dir doch mal die politische Sprache an.
„Solidarpakt“ – klingt wie Hilfe, war aber auch ein Stempel: Ihr seid die Bedürftigen, wir die Geber.
„Aufbau Ost“ – klingt wie ein Geschenk, war aber oft Abriss. Sprache formte Bilder, die mehr über Macht sagten als über Realität.

Lehmann:

Und es hörte nicht auf. Heute reden Politiker von „Demokratieresistenz“ im Osten. Was heißt das? Dass wir unfähig sind, Demokratie zu verstehen?

Oder dass wir sie kritischer sehen, weil wir gelernt haben, Propaganda zu durchschauen? Worte entscheiden, ob du Bürger bist oder Problemfall.

Müller:

Sprache ist kein Beiwerk, Sprache ist Macht. Wer die Wörter bestimmt, bestimmt auch die Deutung.

Schulze:

Wenn die DDR ein „Unrechtsstaat“ war, dann wird jede Erinnerung an Schönes sofort verdächtig.

Lehmann:

Wenn Ossis „Jammerer“ sind, dann sind ihre Sorgen keine Probleme, sondern Marotten.

Müller:

Und wenn man bis heute von „blühenden Landschaften“ redet, dann muss man nicht erklären, warum so viele Regionen leer geblieben sind.

Becker:

Vielleicht habt ihr recht. Wir haben auch unsere Parolen geglaubt, aber vielleicht klingen sie nur schöner.

Schulze:

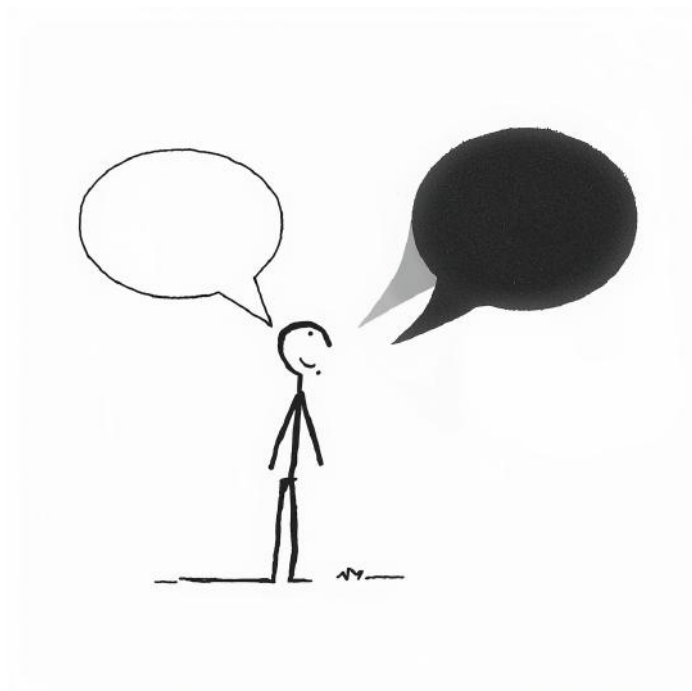
Genau. Eure Worte sind weicher, unsere waren härter. Aber beide waren Tarnungen.

Lehmann:

Die doppelte Sprache bleibt. Damals war sie offensichtlich, heute subtil. Aber am Ende geht es immer darum, wer die Deutungshoheit hat.

Müller:

Und solange einer spricht und der andere schweigt, bleibt die Geschichte unvollständig.



Kapitel 16 – Ein anderes Urteil

Wer nur schwarz oder weiß sieht,
versteht nichts.

Becker:

Ihr habt viel gesagt. Aber wenn man das alles hört, könnte man glauben, die DDR war gar nicht so schlimm. Ich frage euch: Was war denn wirklich schlecht? Was war wirklich unerträglich?

Müller:

Natürlich war vieles schlecht. Keine Reisefreiheit – das war ein Makel, der immer drückte. Keine politische Opposition – wer widersprach, riskierte Nachteile. Keine freie Presse – man musste zwischen den Zeilen lesen, um Wahrheit zu finden. Und ja: Die Stasi hat Existenzen zerstört, hat Angst verbreitet. Das war real.

Schulze:

Schlecht war auch die Bevormundung. Immer die Partei, immer das Kollektiv. Manchmal wollte man einfach man selbst sein – und stieß an unsichtbare Grenzen. Schlecht war auch die Arroganz der Funktionäre, die doppelte Moral: im Trabbi predigen, aber im Volvo fahren.

Lehmann:

Und schlecht war der graue Alltag, wenn man keinen Ausweg sah. Der ewige Mangel, das Warten, das Improvisieren. Wir haben uns arrangiert, ja. Aber manchmal war es auch einfach ermüdend.

Becker:

Und trotzdem schwärmt ihr oft. Was war denn gut, wenn man ehrlich ist?

Müller:

Gut war die Sicherheit. Arbeit für jeden, Wohnung für jeden, Arzt für jeden. Niemand fiel durchs Netz.

Schulze:

Gut war auch die Gemeinschaft. Nachbarn halfen einander, Kollegen waren mehr als nur „Team“. Wir hatten ein Wir-Gefühl, das man heute selten findet.

Lehmann:

Gut war die Bildung. Jeder hatte Zugang zu Schule, Ausbildung, Studium – ohne Geldsorgen, ohne Ausgrenzung. Gut war die Kultur, erschwinglich für alle: Theater, Konzerte, Bücher.

Müller:

Es geht nicht darum, die DDR schönzureden. Es war eine Diktatur, mit Überwachung, mit Mauern. Aber

es geht auch nicht darum, sie zu dämonisieren. Wer nur schwarz oder weiß sieht, versteht nichts.

Schulze:

Die Wahrheit liegt dazwischen. Ein Land mit Fehlern und Stärken. Mit Ungerechtigkeit und Fürsorge zugleich. Mit Enge und Gemeinschaft zugleich.

Lehmann:

Und dieses „zugleich“ ist das Entscheidende. Nur wer beides anerkennt, versteht, warum viele Menschen bis heute so zwiespältig zurückblicken.

Becker:

Und was heißt das für heute? Was sollen wir lernen?

Müller:

Dass Freiheit und Sicherheit zusammengehören. Ohne Freiheit ist Sicherheit ein Gefängnis. Ohne Sicherheit ist Freiheit ein leeres Wort.

Schulze:

Dass man Menschen ernst nehmen muss. Wer sie kleinmacht, wer ihre Lebensleistung abwertet, zerstört Vertrauen.

Lehmann:

Und dass Geschichte nicht nur von oben erzählt werden darf. Auch von unten, aus den Küchen, den

Werkhallen, den Höfen. Nur so versteht man ein Land.

Müller:

Unser Urteil ist nicht: Die DDR war gut.

Schulze:

Unser Urteil ist nicht: Die DDR war nur schlecht.

Lehmann:

Unser Urteil ist: Die DDR war widersprüchlich, menschlich, begrenzt, aber auch lebendig. Sie war Unrecht und Heimat zugleich.

Becker:

Das klingt nach einem Urteil, das schwerer zu schlucken ist als jedes Schlagwort.

Müller:

Weil es kein Schlagwort ist, Becker. Es ist Leben.

Kapitel 17 – Schlusswort

Mehr verloren als gewonnen – das könnte die wahre Bilanz der Einheit sein.

Becker:

Wir haben viel geredet. Über Alltag, über Grenzen, über Einheit, über Verluste. Über Sprache, über Schatten, über Freiheit. Aber was bleibt am Ende? Was ist das Fazit?

Müller:

Das Fazit ist: Es gibt kein einfaches Urteil. Die DDR war nicht nur Diktatur, sie war auch Heimat. Sie war nicht nur Stasi, sie war auch Alltag. Sie war nicht nur Mauern, sie war auch Gemeinschaft. Wer nur das eine erzählt, lügt. Wer nur das andere erzählt, verklärt.

Schulze:

Und die Einheit war kein reines Geschenk. Sie war ein Tauschgeschäft. Wir bekamen Freiheit, ja. Aber wir verloren Sicherheit. Wir bekamen Konsum, ja. Aber wir verloren Arbeit. Wir bekamen die Westmark – und verloren unsere Würde, weil man uns erklärte, unser Leben sei wertlos gewesen.

Lehmann:

Vielleicht ist das die härteste Wahrheit: Dass viele DDR-Bürger am Ende mehr verloren haben, als sie gewonnen haben. Nicht an Dingen, sondern an Vertrauen. Vertrauen in Politik, Vertrauen in Gerechtigkeit, Vertrauen in die eigene Bedeutung.

Becker:

Und doch: Ohne die Einheit gäbe es noch die Mauer, die Trennung, die Enge. Wollt ihr ernsthaft zurück?

Müller:

Nein. Niemand will die Mauer zurück. Aber man darf doch sagen, dass die Einheit einen Preis hatte. Und dass der Preis für manche höher war als für andere.

Schulze:

Man darf sagen, dass Freiheit allein nicht reicht, wenn sie nicht von Sicherheit begleitet wird.

Lehmann:

Und man darf sagen, dass wir eine Geschichte haben, die nicht nur schwarz-weiß ist. Eine Geschichte, die man uns nicht nehmen darf.

Becker:

Vielleicht ist das eure eigentliche Botschaft: Dass man zuhören muss, statt Etiketten zu verteilen.

Müller:

Genau. Einheit heißt nicht, dass alle gleich denken. Einheit heißt, dass man die Unterschiede anerkennt und trotzdem zusammensteht.

Schulze:

Und Einheit heißt, dass man die Stimmen hört, die unbequem sind.

Nicht nur die Jubelnden, sondern auch die Zweifelnden, die Verletzten, die Widersprechenden.

Lehmann:

Denn nur dann wird aus Einheit mehr als ein Datum im Geschichtsbuch. Nur dann wird sie wirklich gelebt.

Einheit ist kein Feuerwerk, sondern die Mühe des Alltags, in dem sich Respekt erst beweisen muss.

Müller:

Am Ende bleibt ein Satz: Die DDR war nicht nur Unrecht. Die Einheit war nicht nur Sieg.

Wer das nicht aushält, will keine Wahrheit – der will nur Bestätigung.

Schulze:

Am Ende bleibt eine Frage: Wer hat gewonnen?

Wenn der Sieger dem Verlierer nicht zuhört, verliert er am Ende selbst.

Lehmann:

Und eine Vermutung: Vielleicht haben die DDR-Bürger mehr verloren, als sie gewonnen haben.

Vielleicht liegt der wahre Verlust nicht in Geld oder Fabriken, sondern im Respekt für das, was ihr Leben trotzdem getragen hat.

Becker:

Und eine Hoffnung: Dass man eines Tages beide Wahrheiten nebeneinander stehen lässt – ohne Spott, ohne Scham, ohne Parolen.

Denn erst wenn zwei Geschichten nebeneinander existieren dürfen, entsteht etwas, das größer ist als jede Siegerpose.

Müller:

Dann erst, Becker, hätten wir wirklich gewonnen.

Nicht, weil einer triumphiert – sondern weil beide endlich gesehen werden.

